

Biblioteka
Główna
UMK Toruń

013798 / 1928 / 6

Bibliothek
der
Unter-
haltung
und
des
Wissens

52



Jahrgang
1928

Band

6

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



**BÜCHER VON
SAMMLUNG**

W. J. A.

Von der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens erscheint alle vier Wochen ein Band zum Preise von Rm. 1.50 (ausschließl. Zustellungsgebühr). Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich

75

Pfennige

WOCHENRATE

und Dein Heim schmücken

BILDER

allerfeinster Qualität!

Kunstverlag
und Bilderversand

„Wandschmuck“

Heinrich & Co.
Berlin N 65
Müllerstr. 137.

Hochkünstl. **gerahmte** Reproduktionen erster
Meisterwerke unter Glas

Von 18 M. bis 39 M. Größe 60×80 cm bis 66×132 cm

Ohne Anzahlung

Buntfarbiger Prachtkatalog Nr. 16 völlig spesenfrei

STEI



O- u. X-Beine

Ohne Berufsstörung
heilt auch bei älteren
Personen der seit Jahr-
zehnt bewährte

Beinkorrektionsapparat
D. R. Patent 335318

Verlangen Sie kostenlos
Broschüre und Beratung

Wissenschaftlich
orthopäd. Werkstätten
Arno Hildner, Chemnitz 14

Zweigniederlassung:
Berlin, Am Zoo 14, Kantstr. 4.

Gegen Magerkeit
gebrauche man stets nur
unsere „Oriental-Kraft-Pillen“.
Sie bewirken in kurzer Zeit erhebliche
Gewichtszunahme, blühendes Aussehen
und schöne, volle Körperform (für Damen
prachtpolle Büste!); stärken die Arbeits-
lust, Blut u. Nerven. Garant. unschäd-
lich. **Arztl. empfohlen. Viele Dankschreiben.**
28 Jahre weltbekannt. Preisgekr. mit
gold. Medaill. u. Ehrendipl. Preis Pack.
(100 St.) 2,75 Mk. mit Gebrauchsanweis.
Porto extra. (Postanweis. od. Nachn.)
D. Franz Steiner & Co. G. m. b. H.,
Berlin W 20/416, Eisenacherstraße 16.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart

Vom Stift zum Handelsherrn

Ein deutsches Kaufmannsbuch
von F. W. Stern

30.—38. Aufl. Gebdn. Km. 5.50

Zu haben in allen Buchhandlungen

Unsere Dritte Preisaufgabe

befindet sich in diesem Band auf Seite 192.
Der Schlußtermin für die Einsendung der Preis-
rätsellösungen ist der **1. Juli 1928**. Später ein-
gehende Lösungen können nicht berücksichtigt werden

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart
(Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens)

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Spiel- und Sport-Bibliothek

des Union-Verlags

Ausführliche, illustrierte Verzeichnisse kostenfrei

Schul- und Sportschwimmen
Von A. Benedek. Mit 69 Abbildungen.
Rm. 2.-

**Fechten mit dem leichten
Säbel.** Von Carl Böhlke. Mit
22 Abbildungen. Rm. -.80

Kombinationsport. Von Fred
Vorherr. Mit 53 Abbildungen. Rm. 2.50

Der Mehrkampf
Von G. von Donop. Mit
41 Abbildungen. Rm. 1.80

Sportgymnastik
Von G. von Donop.
Mit 25 Abbildungen.
Rm. 1.20

Deutsches Wandern. Von Dr. Heinrich Gerstenberg. Mit 28 Abbildungen. Rm. 1.80

Schule des Fußballspiels
Von Willi Knefbeck. Mit 25 Abbildungen. Rm. 1.80

Warum Freiluftgymnastik?
Von Alfred Körner. Mit 47 Abbildungen. Rm. 2.-

Kunstturnen an den Geräten
Von Hugo Lürer. Mit 59 Abb. Rm. 1.80

Die Schule des Schneelaufs
Von E. J. Luther. Mit 50 Abb. Rm. 1.-

**Rhythmische Gymnastik als
tägliche Kraftquelle.** Von Hinrich Medau, Leiter der Bode-Schule in Berlin. Mit 19 Abbildungen. Rm. 1.80

Schule des Hockeysports
Von Dr. B. Monheimer und Dr. D. Schmitz. Mit 43 Abbildungen. Rm. 3.-

**Das Leichtflugzeug als
Sports- und Verkehrsmittel**
Von Dipl.-Ing. W. van Nes. Mit
111 Abbildungen. Rm. 3.-

Schule des Florettfechtens
Von Wilhelm Oswald. Mit 14 Abbildungen. Rm. -.80

Handball, Barlauf, Schleuderball. Von Karl Otto. Mit 48 Abbildungen. Rm. 1.80

Schule des Rudersports
Von F. A. Pagels. Mit 19 Abbildungen. Rm. 2.-

Boxen. Von Lothar Rosenfeld.
Mit 32 Abbildungen. Rm. 1.50

Was ein Faltbootfahrer wissen muß
Von E. V. Schwerla.
Mit 18 Abbildungen und
11 Kartenstücken. Rm. 1.40

**Faltbootssport u.
Kleinfestelei**

Von E. V. Schwerla. Mit 72 Abbildungen. Rm. 1.50

Deutsches Gemeinturnen
Von J. Sparbier. Mit 200 Abbildungen. Rm. 2.-

Schlagball, Faustball, Trommelball. Von J. Sparbier. Mit 63 Abbildungen. Rm. 2.-

Leichtathletische Abungen
Von J. Sparbier und Henry Schumacher. Mit 52 Abbildungen. Rm. 2.-

**Die Leichtathletik in Film
und Zeitlupe.** Von J. Sparbier und Henry Schumacher. 1. Teil: Der Lauf. Mit 112 Abbildungen. Rm. 2.50. 2. Teil: Stoß und Wurf. Mit 125 Abbildungen. Rm. 2.50. 3. Teil: Der Sprung. Mit 166 Abbildungen. Rm. 3.-

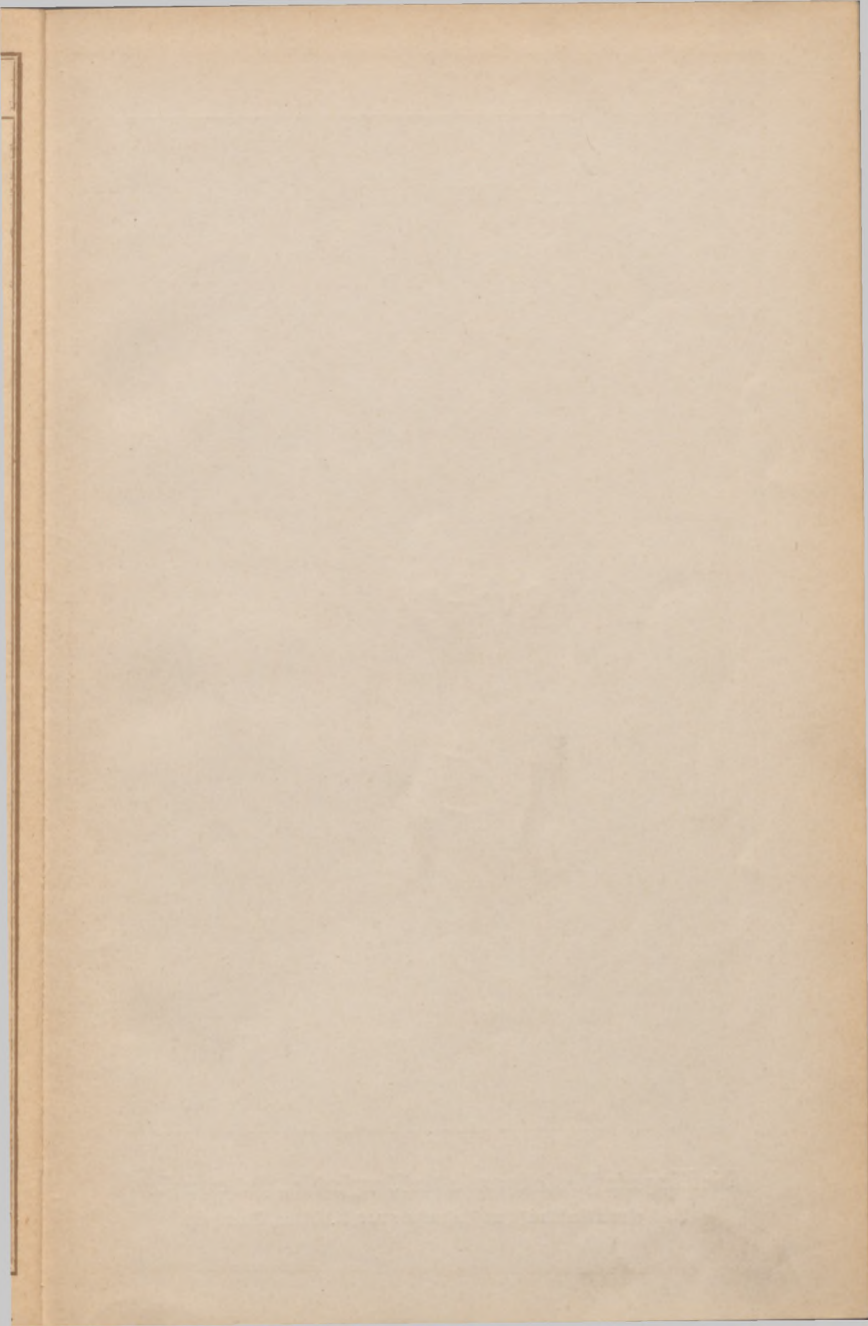
Schule des Bergsteigens
Von A. Steiniger. Mit 56 Abbildungen. Rm. 3.-

Schule des Tennissports
Von Max Stok. Mit 61 Abbildungen. Rm. 3.-, in Ganzleinenband Rm. 4.50

Kleinkaliberschießen
Von Hans Szalla. Mit 61 Abb. Rm. 2.20



Zu haben in allen Buchhandlungen





Die Längerin Paula Lynn in der Tanzstudie „Puderquaste“
Nach einer künstlerischen Aufnahme von A. Ohler, Stuttgart

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten sowie zahl-
reichen Illustrationen



6. Band / Jahrgang 1928

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart
Berlin, Leipzig, Wien

013798



II
—

Druck und Copyright 1928
durch Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Jan Poppenbrink / Erzählung von Luise Westkirch	5
In der blühenden Heide / Bild	9
Heidelandschaft / Bild	15
Wacholder am Heideweg / Bild	25
Die Frauen vom Teufelsmoor Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung)	35
Die Gewinnung des Kautschuks Von Heinrich Neppberg / Mit 8 Bildern	81
Die Schnellbahnen von Groß-Berlin Von H. Dominik / Mit 4 Bildern	98
Präparierte Tiere für zoologische Sammlungen und Liebhaber / Von Markus Seibert / Mit 9 Bildern	105
Der rettende Gedanke Erzählung von Ernst Franz Hummel	120
Man muß sich zu helfen wissen / Bild	125
Ein ungewöhnlicher Blitzschlag Von A. Knoch / Mit 1 Bild	126
Die Geheimnisse einer modernen Zigarettenfabrik Von Alb. G. Krueger / Mit 4 Bildern	129
Bali, die Insel der Palmen und Tempel Von Alfred Heinicke / Mit 6 Bildern	141
Reigen / Nach einem Scherenschnitt von J. Meidinger	152
Die Einführung des Bildkabeldienstes im öffentlichen Schnelltelegraphenverkehr / Von Ingenieur Kirsch Mit 4 Bildern	153
Mahnung / Von J. Sturm	159
Ein guter Fang / Bild	160
Eine Giftpflanze als Volksnahrung Von Dr. J. Montanus / Mit 2 Bildern	161
Das „Mammuthaus“ der South-Western Bell-Telephone Company in Saint Louis / Bild	167

Deutschlands größter Fischereihafen Geestemünde	
Von F. Burger/ Mit 4 Bildern von Meinken	168
Was mancher nicht weiß	179
Wölfe / Erzählung von Margarete Ebert-Hofmann	180
Unsere dritte Preisaufgabe: Wer kann helfen?	192
a)	193
b)	195
c)	198

Mannigfaltiges

Erstaunliche Geschwindigkeiten	200
Wissenswertes vom Säugling	201
Wie man dem Gesetz ein Schnippchen schlägt	201
Chinesische Friedhöfe / Mit 1 Bild	202
Zuversichtlich	204
Dichters Rache	204
Überlistet	205
Beneidenswert	206
Der geprellte Zollwächter	206
Kurz und schlagend	207

Rätsel

Bilderrätsel 34 / Mößelsprung 80 / Kreuzworträtsel 97 / Er-
 schwert 104 / Rätsel 104 / Dominoaufgabe 119 / Ein Lessingwort
 im Kryptogramm 119 / Serenade 124 / Logogriph 128 / Homo-
 nym 128 / Schachaufgabe 140 / Silbenrätsel 166 / Namenrätsel 191

Vier Kunstblätter

Die Tänzerin Paula Lynn in der Tanzstudie „Puderquaste“
 Nach einer künstlerischen Aufnahme von A. Ohler, Stuttgart

Elschen weint, weil sie nicht mehr photographiert wird
 Nach einer künstlerischen Aufnahme von A. Binder

Nächtliche Gondelfahrt in Venedig
 Nach einer künstlerischen Aufnahme der Usa

Die Filmkünstlerin Marcella Albani
 Nach einer künstlerischen Aufnahme von der Parufamet

Jan Poppenbrink

Erzählung von Luise Westfisch

Die Heide blühte. Das weite Moor war ein Purpurmeer, das nur die schwarzen Torfstümpel, die von weißem Flockengras umsäumten Kolke und die grünen Birkenbüsche mit anderen Farben sprengelten. Die schon hoch stehende Sonne brannte heiß. Dem alten Isaaß Beilchenstengel wurde die hochbeladene Kiepe schwer. Oft mußte er stehen bleiben, sich den Schweiß von der Stirn wischen, und er atmete auf, als er endlich die schnurgerade Straße der Kolonie Langenmoor erreichte. Über die birkenbeschattete Kanalbrücke des ersten Gehöfts bog er ein. Beim Kolonisten Poppenbrink fand ein Müder allzeit einen kühlen Platz zum Ausruhen, ein gutes Mahl für den Hunger, und Gesche Poppenbrink, die Bäuerin, und ihre Magd Dörte benötigten immer ein Stück Ware: ein neues Seidenband für die Bandhaube, Schnürsenkel für das Nieder, Nähzwirn, Haarnadeln, Kämmen oder gar einen Pfeifenkopf für den Bauern. Dabei plauderte man. Isaaß war die Zeitung im Moore.

Dörte, die im Schatten des Strohdachs die Melkeimer scheuerte, sah ihn schon von weitem heranschreiten, und sie lief gleich hinein, den Gast der Bäuerin zu melden. Die trat erfreut auf die Schwelle.

„Süh, Isaaß! Büßt dr mal wieder? — Komm ins Haus. Geh sitzen. Das is warm vandage.“

„Wie is es, Bäuerin?“ forschte Isaaß. „Machen wir diesmal ein Geschäft?“

„Mag woll so kommen. Zuwörderst verpuß' dich. Mach' dir's kommod.“

„Bin so frei,“ sagte der Alte, trat über die Schwelle, setzte seinen Tragkorb auf die nächste Truhe und sich daneben, zog sein rotes Taschentuch hervor und trocknete sich die Stirn.

„Das tut wohl. Ah, das tut ein' alten Menschen wohl. — Kregel siehst aus, Bäuerin, wirst alle Dage jünger. Ja, ja, auf'n Poppenbrinkhof, da ruht sichtbarlich Gottes Segen.“

Die Frau seufzte. Doch ehe sie antworten konnte, trat der Bauer aus der Stube auf das Flet.

„Dag, Isaaß. Was bringst Neues?“

„Hab' vermeint, Bauer, daß ich Neuigkeiten mit wegnähme. Is dr noch immer kein' junge Bäuerin in Sicht?“

Hinnerk Poppenbrink schüttelte finster den Kopf. „Es is ein Kreuz mit den Bengel, Isaaß.“

„Nu, nu, Bauer, mit junge Leutens is das wie mit junge Pferdens. Sie brauchen Zeit, um verständig zu werden.“

„Was unser Jan is,“ widersprach Poppenbrink, „der kommt seiner Lebtag' nich zu Verstand. Nee, nee, Isaaß, das is so. Ein ansehnlichen Kerl, und Knochen wie'n Pferd — mag auch sein Händens rühren — aber da —“ Poppenbrink tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn, „da is ein Manko, Isaaß. Gott weiß, wie gern ich auf Altenteil treffen möcht', un mein' Frau auch — man bloß: an ein' Schlampe von Bäuerin will ich die Scholle nich übergeben, in die ich mein' Fleiß un mein' Schweiß hineingearbeitet hab'. Ich will nich vor mein' sehenden Augen zuschanden machen lassen, was ich in vielen Jahren aufgericht't hab'. Nee!“

„Hm,“ machte Isaaß, „denn is die Wendelei mit der Ringel Beve noch immer in'n Gange?“

„Döller als je, Isaaß.“

Die Bäuerin hatte unterdessen Milch, Brot, Butter und Käse gebracht und vor Isaak aufgebaut. „Greif zu.“

„Ich bin so frei.“ Er führte das Milchglas zum Mund. „Weißt, Bauer, recht hast, wenn du von der Ringel Beve nix wissen willst. Gott, es is ja nich, daß ich ein' schlechte Nachrede führen will — aber — es is nix an der Dern. Ich komm' herum in den Häusern, un ich seh' Gutes un Schlechtes. Es is nix an ihr, sag' ich. Mich, weil sie ein armer Wicht is un sich ihren Unterhalt mit Nähen verdienen muß — lieber Himmel, auf einen großmächtigen Brautschatz braucht der Poppenbrinkhof ja nich zu schauen . . .“

„Ich schau' dr auf, Isaak,“ unterbrach Poppenbrink. „Gleich zu gleich — so hört sich's. Beck een' nie was eigen gehabt hat — wie soll die verstehn, Eigentum zusammenzuhalten? — Un unser Jan — Gott besser's! — der versteht's erst recht nich. In sein' Unverstand un mit sein' butterweichen Herzen würd' der sich das Hemd vom Leibe wegwindlen lassen. Der muß ein' Bäuerin haben, die weiß, was sie will, un kumpabel is, einen Hof zu regieren. So ein' zu finden, is kein leichten Ding. In unser' Kolonie is dr kein' recht nach unseren Sinn.“

Ein schlaues Zwinkern trat in Isaaks Augen. „Was krieg' ich, Bauer, wenn ich dir eine Schnur verrat', die auf'n Poppenbrinkhof passen würd' wie der Propfen auf die Pulle?“

„Das wär', Isaak!“

Die Bäuerin setzte sich dicht zu dem Händler, atemlose Spannung im Gesichte. Auch der Bauer horchte auf.

„Ich würd's mich was kosten lassen, Isaak,“ versicherte er. „Wenn ein Ding was wert is, nachher zahlt der Poppenbrink auch guten Preis.“

„Die ich im Aug' hab', is ein ansehnlichen Wicht,“

berichtete Izaak, mit Behagen dem Mahl zusprechend. „Ein oder zwei Jahr' mag sie mehr haben als euer Jan. Aber das hat nix auf sich, nein, in diesem Fall is es sogar gut. Annmarci Osterwiek mein' ich, Ede Osterwiek in Mooringen sein' Tochter. Die versteht einen Hof zu regieren un is sauber von innen und außen. Ihre Eltern sind tot. Dreitausend Mark hat sie bar von einer Verwandten un einen guten Brautschatz zu fordern von ihrem Bruder. Sie haust noch auf seinem Hof. Aber sie möcht' gern was Eigenes.“

„Dreitausend Mark,“ wiederholte Poppenbrink. „Wie kommt es denn, daß die Dern noch ledig is?“

„Ihr Bruder läßt keinen Freier an sie ran,“ berichtete Izaak. „Nu, es begreift sich. Sie hält ihm die ganze Wirtschaft im Zug, denn sein' Bäuerin is nich viel nuß. Lieber wär's ihm schon, wenn sein' Schwester eine Erbtante würd' für sein' Kinder, als daß er ihre Arbeitskraft verliert, un eine Aussteuer herauszahlen muß auch noch. — Wenn euch dr um zu tun is, denn so will ich's der Dern stecken, daß sie mal heimlich herüberfährt nach Langenmoor zur Brautschau. Ihr Bruder darf vorerst von dem Handel nix wissen, sonst bringt er dr Hundehaare zwischen. — Un denn müßt ihr euren Jan an die Randare nehmen un zu sein' Glück zwingen.“

„Da an soll's nich fehlen, Izaak. Bin ich mich erst im klaren über ein paßliche Frau für ihn, denn so will ich den obstinatschen Bengel woll zur Käsong bringen.“

Die Köpfe der drei neigten sich eng zusammen. Lebhaft besprachen sie die Einzelheiten des Vorhabens. Izaak wußte kein Ende des Rühmens der von ihm vorgeschlagenen Braut. Und Poppenbrink und sein Weib lauschten andächtig. Eine Bäuerin endlich für den Hof, eine Braut für den Sohn. Ein Stein fiel ihnen vom Herzen.



In der blühenden Heide.

„Kommenden Sonntag fahr' ich nach Mooringen,“ entschied Poppenbrink. „Es wird sich schon ein paßliches Vorgeben finden, daß ich die Dern zu Gesicht krieg'.“

„Braucht bloß zu sagen, daß du ein paar Farken kaufen willst,“ riet Isaaß. „Lürs Osterreich hat den ganzen Stall voll.“

Isaaß machte heut gute Geschäfte auf dem Hof. Er fand ein ausgiebiges Mittagsmahl, und eine dicke Wurst steckte Gesche ihm zum Abschied auch noch in die Kiepe. Als er das Dorf durchhandelt hatte und in der Abendkühle weiterschnitt, lachte sein Herz. Leicht war die Kiepe geworden, schwer der Beutel, und einen guten Ruppel- pelz durfte er erwarten von zwei Seiten. Isaaß verstand sich auf die Moorleute. Es war nicht die erste Ehe, die seine Findigkeit zustande brachte, und ein wohlgetan Werk obenein. Annmarei Osterreich war schon die Rechte für Jan Poppenbrink.

Der Sonntag kam, ein strahlender Spätsommertag. Aus allen Kolonien zogen die Bauern zur Kirche. Auch Jan Poppenbrink hatte Feiertagsgewand angelegt, aber er bog ab von der Straße nach dem Gotteshaus zu einer Hütte weit draußen, wo die Kolonistengehöfte aufhörten und nur noch Kleinhäusler ihre armseligen Wohnstätten hatten.

Er war ein Bursch von ungewöhnlich kraftvoller Gestalt, mit blondem Kraushaar und einem offenen, frischen Gesicht, aus dem ein Paar hübscher blauer Augen schauten, immer ein wenig wie verwundert, aber voll Ehrlichkeit und Güte.

Die Hütte, auf die er zuschritt, umfaßte einen einzigen, rußgeschwärzten Raum. An der einen Seite fanden sich

ein paar Bretter mit brüchigem Geschirr, an der anderen ein riesiges Wandbrett. Haus- und Gartengerät hing in krausem Durcheinander an den verräucherten Wänden über bemalten Truhen, Spinnrädern und schadhaften Strohföhlen. Vor dem einzigen Fenster prangte eine neumodische Nähmaschine, es lag aber keine Arbeit darauf. Auf einem Schemel neben dem Feuerloch mit seinem matt schwelenden Torf inmitten des Raumes saß ein altes Weib und schälte Kartoffeln. Ihre Finger waren so rauh und schmutzig wie die Kartoffelschalen. Auf struppigem Grauhaar saß ihr eine zerfledderte Haube. Nieder und Rock zeigten Risse und Flicker. Sie beeilte sich nicht. Aus ihrem Gesicht, das braun wie Torf war und zerkerbt wie eine Walnußschale, ließ sie ihre schmalen, listigen Augen gemächlich in die Weite schweifen. Als an der Wegbiegung Jans Gestalt auftauchte, rief sie laut: „Bev’!“

Eine junge Dirne kam gähmend aus dem Wandbett hervorgekrochen, in dem sie im Halbschlummer gelegen hatte.

„Was is dr los, Mudder?“

„Er kümmt dr.“

Beve riß sich zusammen. Und da sie die verschlafenen Lider hob, die schlanken Glieder aufreckte und das verschobene Gewand zurechtschüttelte, erschien sie wirklich ein Geschöpf von bestrickender Anmut, etwas wie eine Märchenprinzessin, durch bösen Zauber in unwürdige Umgebung gebannt. In südlichem Schwarz und Glanz funkelten die großen Augen aus dichtem, dunklem Wimpernkranz. Zart wie Pfirsichsbaum schienen die bräunlichen Wangen, und wie Granatblüten glühten die vollen Lippen. Ihr blaues Leinengewand war schlicht, aber sauber. Das weiße Hemd stand über der Brust ein wenig

offen, und ein kleiner Anhänger blühte an schwarzem Samtband auf der zarten Haut.

Sie trat in die Hüttentür, und ihre Funkelaugen lachten Jan entgegen.

„Jan! Jan, kommst du dr wirklich an'n hellichten Morgen? Das is fein.“

Er faßte ihre Hand. Er rang nach Atem. Seine Erregung nahm ihn ihm, nicht sein rascher Gang.

„Bey'! — Bey'! — O Bey'!“

Sie legte die andere Hand um seinen Hals.

„Mein einzigster Freund! Nu wes man stad. Gans verbiestert süßt aus. Is dich was verquer gegangen? — Sag'.“

Er schaute sie an und schüttelte den Kopf.

„Nee, nee, Bey', ich lass' nich von dir! — Solang dr noch Leben in mir is, lass' ich nich von dir.“

Bey' zog ihre Hände zurück.

„Ja so. Deine Alten haben das Lauern satt gekriegt? Sie haben dir fix ein' Braut ausgesucht nach ihrem Sinn? Ja? — Sag's man. Sag's man dreift.“

„Ich weiß nich,“ erwiderte er mutlos. „Nix Genaues weiß ich. Aber etwas muß dr in'n Gange sein. Vor Lau un Tag is Wadder über Land gefahren — auf'n Sonntag! — O Bey'! Ich find' mir keinen Rat.“

Beves Lippen verzogen sich. „Findst dir kein' Rat? Nu ja, nu ja! Ich seh's kommen. Alle erfahrenen Leute haben's mir vorausgesagt. Ich in mein' Dummheit hab's nich glauben wollen.“ Sie brach in Schluchzen aus. „Freilich, einen reichen Brautschatz kann ich dir nich zubringen — un die heiße Lieb' von mein' Herzen, die zählt ja für nix!“

Er nahm sie in seine Arme. Er küßte ihr die Tränen von den Augen.

„Plärr' nich, mein' Bev'. Ich kann dich nich plärren sehen. Wenn du mich wirklich un wahrhaftig liebhaft, so lieb wie ich dich . . .“

Entrüstung sprühte aus ihren Augen. „Das fragst! Das kannst fragen?“

„Woll, Bev'; mußt nich fals sein. Zeitweis' hab' ich's mit der Angst gekriegt, daß du un der Mathes — der Heidjer — Ich hab' ihn oft un oft um euer Haus schleichen sehen.“

Sie machte sich ungestüm aus seinen Armen frei.

„Der Mathes? — Den willst mir vorsmeiß' — Wo ich nie un nie einem ein liebes Wort gegönnt hab' außer dir! — Aber ich versteh' schon: schlecht machen möchtest mich, damit daß du dein' heiligen Eid ledig wirst, den du mir geschworen hast . . .“

„Bev', nee — gewiß . . .“

„Aber da braucht's kein' Finessen! Un meineidig brauchst dr auch nich um zu werden. Vor dein' Füße smeiß' ich dir dein' Eid! Sawoll! Wenn du mich nich mehr liebhaft, denn so mag ich nich mehr leben, denn so tu' ich mir ein Leid an. Nachher bist frei.“

„Sag' nich so was Gräßiges, Bev',“ bat er angstvoll. „Ich fänd' dr ja auf der Welt kein' Ruh' mehr, wenn . . .“

„Ohne dich kann ich nich leben, Jan, will ich nich leben!“

„Sollst auch nich, mein' Bev'. Trägst nich mein' Ring am Finger? Hab' doch nur ein büschen Geduld. Vadder un Mudder sind gut. An'n letzten Ende werden sie ein Einsen haben . . .“

„Ja, wenn du standhaft bleibst. Aber das wirst nich vermögen.“

Jan hob die Hand. „Ich hab' dir's geschworen, Bev'. Ich swör' dir's noch eins: Bei Gott im Himmel! Du sollst mein' Frau werden. Nu glaub' mir doch.“

Mit heißer Leidenschaft umschlang ihn Bev'. „O Jan, vergib mein' Angst! So lieb, wie ich dich hab', kann ja auf den ganzen Erdenrund kein' ander' dich haben!“

Sie zog ihn mit sich auf die Bank, die hinter dem Hause in dem liederlich gehaltenen Gärtchen stand. Eng umschlungen saßen sie dort. Und Bev' überschüttete ihren ungeschickten und schweigsamen Liebsten mit berauscheidenden Liebesworten. Erst zum Mittagsmahl kehrte Jan auf seinen Hof zurück.

„Bannachmiddag komm' ich wieder.“

„Ja, mein Jan, ja.“

Es ward ein Nachmittag voll heißer Liebesbeteuerungen. Mit glühendem Kopf, mit aufgepeitschtem Blut kehrte Jan auf den väterlichen Hof zurück.

Eine halbe Stunde früher hatte dort Hinnerk Poppenbrink Pferd und Wagen zu Stall gezogen, bis ins Herz befriedigt von seinem Erkundungsausflug.

„Wahr gesprochen hat der alte Isaaß, Mudder. Ann-marei Osterwieß is die rechte Bäuerin für unsern Jan. Da auf laß uns zusteuern.“

Als Jan eintrat, zog ihn der Bauer gleich in die kleine Stube.

„Mudder un ich sind alte Leute, Jan. Un du hast dein' Jahre. Wir sind uns einig worden. Auf Martini wollen wir den Hof übergeben.“

„Auf Martini,“ wiederholte Jan betroffen, „all auf Martini?“

„Trägst dr kein Begehr nach?“ fragte die Bäuerin verwundert. „Kein Begehr, zu wirtschaften als Bauer?“

„Is ein' Verantwortung, Mudder. — Aber, wenn ihr meint, denn wird das woll so recht sein.“

„Wir haben unsern Sinn dr auf gesetzt, ja,“ sagte Poppenbrink. „Aber zuvörderst mußt du freien.“



Heidelandschaft. Aus dem Naturschutzpark des Vereins Naturschutzpark E. B., Stuttgart.

„Freien?“

„Zum Bauer gehört ein' Bäuerin.“

„Ja, das soll woll sein.“

„Ein' Braut haben wir dir all ausgemacht: Annmarei Osterwiek von Mooringen. Kommenden Sonntag wird sie auf'n Hof vorsprechen un ihr künftige Heimstätte bezugenscheinigen.“

Jans Herz schlug wild. „Annmarei Osterwiek?“

„Hast dr was gegen einzuwenden?“

„Ich hab' ihr nie gesehn, Vadder, ich weiß gar nix von ihr von. Bloß vertellen hab' ich hören.“

„Ich hab' ihr gesehen. Un ich sag' dir, du kannst gut zufrieden sein. Ein ansehnlichen Wicht, ein ausnehmend scharfe Wirtschaftlerin. Un dreitausend Mark bar bringt sie auf'n Hof mit.“

„Vadder — ich . . .“

„Was?“

„Ich — ich kann ihr nich freien.“

„Kannst nich —?“

„Nee, Vadder, nee. Ich hab' — bei Gott im Himmel hab' ich geschworen, du weißt's ja, ich hab' ein Dern lieb — ich — Vadder . . .“

Der Bauer schlug mit der Faust auf den Tisch. „Du holl up! un merk' auf mein Wort. Ich hab' stillgeschwiegen zu dein' unkluge Poussage. Junge Leute wollen ihr Jugend austoben. Aber alle Dingens haben ihr' Zeit. Nu bist ein Mann, un nu is Sluß. Die Dern, an die du dich in dein' Unverstand weggesmissen hast, taugt nix, un in mein' Grab würd' ich mich noch umwenden, wenn die jemalen hier auf'n Hof ihr Unwesen treiben sollt'. Nie un nie leid' ich das.“

„Vadder . . .“

„Still bist! Du benötigst ein', die dich anleit't un dich

hinstupst zu dein' Besten. So ein' is Annmarei Osterwiek. Un du wirst ihr freien!"

„Badder, hör' doch man ein Wort . . .“

„Mir will ich hören. Du kennst mein' Willen. Du freist die Braut, die ich dir ausgesucht hab' — oder du kannst abtreffen von mein' Haus un Hof, un ich will dich nich mehr kennen als mein' Sohn. So — nu kannst dir den Ding überlegen.“

Jan sprach nichts mehr. Er wandte sich, ging in seine Kammer. Er kam nicht zum Nachessen. Ein Bild der Verzweiflung kauerte er auf seinem Schemel. Sein ungelinktes Hirn rang nach einem Ausweg. Hier die Eltern, die er ehrfürchtig liebte, dort die Dirne, zu der sein Herz und seine Sinne ihn übermächtig rissen, an die ein heiliger Eid ihn band. Gott lädt keinem auf, was er nicht tragen kann, behauptete der Pastor. Jan fand heut, daß ihm Last aufgelegt sei über seine Kraft. Er schlief nicht in dieser Nacht; vielleicht zum erstenmal in seinem Leben. Am nächsten Tag ging er herum wie vor den Kopf geschlagen, er gab verkehrte Antworten und tat verkehrte Arbeit. Seine Augen schauten über Dinge und Menschen weg, als sähen sie sie nicht. Aber am Abend ging er nicht hinüber zu Beves Hütte wie sonst. Er saß in seiner Kammer, den Kopf in den Händen. Seiner Mutter, die ihn heimlich beobachtete, wurde bange um ihn. Der Bauer jedoch beruhigte: „Er is nich flink mit sein' Gedankens, Mudder. Laß ihn den Ding verkrümeln. Er wird sich schicken.“

Die Tage strichen hin. Nichts änderte sich in Jans verzörtem Wesen. Dann kam der Sonntag. Jan hielt sich auf seiner Kammer.

Hinnerk Poppenbrink war guten Muts.

„Laß ihn den Wicht man zu Gesicht kriegen, Mudder. Denn will woll alles recht werden.“

Die Bäuerin hatte das Haus gepuzt und gerichtet, daß es blißblank der künftigen Schwiegertochter entgegenlachen sollte. Und nun wartete sie gemeinsam mit ihrem Mann auf das Räderrollen von Annmareis Wagen auf der Kanalbrücke. Doch als Jan sich gar nicht blicken ließ, trieb Unruhe sie in seine Kammer.

Zu ihrem Erstaunen fand sie den Raum leer. Auf dem Tisch lag ein Brief.

„Lieber Badder, liebe Mudder,“ schrieb Jan mit ungelassenen Zügen, „ich bin mit mich einig geworden. Ich kann mein' heiligen Eid nich brechen. Ich kann nich als ein falschen Lügner vor mein' Braut stehen. So treck' ich denn von'n Hofe nach Badder sein' Willen. Mein Herz is swer dr um, aber es muß sein. Laßt mein' Better Brün in Kaltenborn Annmarei Osterwiek freien un übergebt ihn den Hof. Un ich wünsch', daß es Euch immer gut gehn mög'. Mich seht Ihr nich wieder.

Euer Jan.“

Erschrocken lief Gesche mit dem Brief zum Bauern.

„Badder, was meinst? — Soll ich flink hinunterlaufen zu Mudder Ringel? — Kann sein, der Jung' is dr noch.“

Poppenbrink ballte die Faust und runzelte die Stirn.

„Nee. Ich lauf' mein' rebellischen Sohn nich nach. Laß ihn. Er muß sich besinnen, oder dies muß seinen Willen haben.“

Die verzweifelte Mutter setzte zu einer Entgegnung an. Aber da polterte schon der Wagen der Hochzeiterin über die Brücke. Man mußte sie begrüßen, bewirten, ihr den Fehlschlag ihrer Hoffnung eingestehen. Da warteten böse Stunden auf das Ehepaar.

Jan hatte sein Sonntagsgewand angelegt, hatte etwas Wäsche und einen Arbeitsanzug in ein Bündel geschnürt.

Und so war er den schmalen Pfad hinter den Gehöften entlang gerannt zur Ringelschen Hütte.

Gekränkt über sein langes Ausbleiben, begrüßte Bev' ihn mürrisch. „Süh eins! Kommt dr mal wirklich wieder lang? Ich mein', du hast mich all lang vergessen. Se — un was sleppst denn dr für'n Kram mit?“ Sie wies auf sein rotes Bündel.

„Ich komm',“ sagte Jan und stotterte vor Aufregung, „ja, Bev', das waren schlimme Dagens, un ein sweren Kampf, nahsten zu swer für ein', der das vierte Gebot heilighält. Sünd' begeh' ich so, un — un anders auch. Un es is mich nich leicht geworden herauszufinden, welche Sünde die swerste is. — Aber nu bin ich mit mich einig. Un da hast mich.“

„Se, Jan, was bedeut't all dies? — Nich ein Wort versteh' ich.“

„Ich bin dr,“ erklärte Jan und legte sein Bündel auf die nächste Truhe. „Un ich bleib' dr. Nu bleib' ich immer un immer bei dich, mein' liebe Bev'.“

Mutter Ringel kam langsam herbeigeschlurft aus dem Hintergrunde der Hütte. Mit mißtrauischem Blick musterte sie Jans Bündel.

„Was hast denn dr bipackt, Jan? Das sieht ja aus, als wollt'st auf Wanderschaft gehen.“

„Wird mich woll nix anders übrigbleiben, Mudder Ringel. In den Bündel siehst alles beisammen, was mich auf der Welt noch zugehört.“

Das alte Weib lachte ein gezwungenes, böses Lachen.

„Jan Poppenbrink will sich ein' Spaß mit uns machen, Bev'.“

„Nee, nee, mich is es ernst, sehr ernst.“

„Das soll ein' glauben! Hinnerk' Poppenbrink sein einzigster Sohn, der einzigste Erbe von sein' großmäch-

tigen Hof, un will nix eigen haben, als was in so'n lütjen Bündel steckt!"

Trauer lag auf Jans ehrlichem Gesicht.

"Hinnerk Poppenbrink acht't mich nich mehr für sein' Sohn," bekannte er leise. "Ich hab' mein' Wahl treffen müssen zwischen ihn — un Bev'."

Bev's bräunliches Gesicht wurde blaß, und ein wilder Schrecken trat in ihre Finkelaugen.

"Jan —! Nee! Du willst doch nich sagen . . .?!"

"Wes nich bang," beruhigte er. "Dich hab' ich gewählt, mein' Bev'. Hast nich mein' heiligen Swur? — Vandage kommt Annmarei Osterwiek auf unsren Hof zur Braut-schau. Da bin ich fortgemacht."

"Fortgemacht bist?!"

"Ich halt' dir Treu, Bev', wenn Vadder mich auch mein Erbe nimmt."

"Fortgemacht?! Aus dein' Vaterhaus?! — Bon dein' Erbhof?! — Mir nix, dir nix fort! Un für immer —?"

"Was denn? — Ich konnt' doch nich anders. Sollt' ich denn Annmarei Osterwiek . . ." Er fuhr sich verwirrt an die Stirn. "Je, Bev', ich hab' gemeint, du wirst gut zu-frieden mit mich sein . . ."

Sie aber stampfte mit dem Fuß auf, sie fuhr sich ver-zweifelt in ihr Schwarzhaar.

"O du Duffel! Du unbedarwter Narr! Nee, dr is doch kein' Dummheit so groß, daß du sie nich zuweg' bringst! Fortgemacht aus dein' Vaterhaus! Dein Erb-teil weggesmissen wie ein' taube Nuß! — Un ich? Un ich?! — Un mich hast dr nich gedacht? Was?"

"Ich hab' an gar nix gedacht als an dich," stammelte Jan verdukt.

Mutter Ringel tippte ihm mit ihren Knochenfingern auf den Arm.

„Un nu möchtst mein' Bev' freien? He?“

„So flink das man angehn mag, ja, Mudder.“

„Un dein' Hausstand gründen auf den Reichtum, den du dr in den roten Lappen gewickelt trägst?“

„Dr is ein Sparkassenbuch bei über zweihundert Mark, Mudder Ringel. Un — un ich scheu' mich vor kein' Arbeit. — Un denn, wenn zwei einander liebhaben, denn benötigen sie außerdem nich viel — un . . .“

„Du bist ein gansen Hansnarr, Jan,“ schrie das alte Weib böse. „Noch hast's nich geschmeckt, wie das tut, um sein Brot werken. Arbeit! — Du! Du büst ja untauglicher als der letzte Knecht. Un dümmer bist auch. Un so ein' sollt' ich mein' Bev' zur Frau geben?! Nee, is sie dich nich gut genug, als Bäuerin mit dich auf'n Poppenbrinkhof zu hausen, als Bettelweib mit dich in der Welt herumzufechten, dazu is sie mir zu gut. Da hat mein' Tochter gans andere Aussichtsens.“

Jan war so verwirrt, als hätte der Blitz vor ihm eingeschlagen. Sein schlicht rechtschaffener Sinn vermochte nicht zu fassen, was seine Ohren hörten.

„Aber Mudder — aber Bev', woüber scheltet ihr mich? Konnt' ich mehr tun, als Badder un Mudder verlassen für mein' Liebste?“

„Herumkriegen müssen hättest dein' Badder, daß er dein' Liebste aufnimmt als sein' Tochter. Aber das bist nich mächtig. Zu gar nix bist geschickt, das seh' ich woll. — Nee, Bev', in'n Ernste: Ich verbiet' dir, mit so'n slappen Bengel ferner zu verkehren. Da is Heidjer Mathes doch ein gans anderer. Der hat zum mindesten festen Boden unter sein' Füßens.“

„Bev'!“ Hilfsfuchend sah Jan auf das Mädchen. Der Atem versagte ihm, und Tränen traten in seine Augen. „Bev'! — Kann dies sein?“

„Ja, Jan,“ sagte Bey' und wick seiner Hand aus, die sich nach der ihrigen ausstreckte, „Mudder hat gans recht. Wenn du aus dein' Haus un Erbe weggelaufen bist, un stehst dr mit nix als dein' Kleiders auf dein' Leib, — so ein' kann ich nich freien.“

„Das sagst mir? Das! — Un hast dir ein Leid antun wollen, wenn ich von dich ließ!“

„Vorhaltungen willst mir machen auch noch,“ unterbrach sie wild, „wo du all mein' Hoffnungen zerbroschen hast? Die mach' man dir selbst, dein' Dummheit, allein. Was bist denn du, du Tropf! wenn du kein' Hof un kein Erbe hast? Ein Landstreicher! Ein Bettelmann! Ein Garniemand!“

In ihm flammte der Zorn auf. Mit eisernem Griff packte er ihre beiden Handgelenke, zwang sie, ihm in die Augen zu sehen.

„Hast nich viele, viele Male geschworen, daß du mich liebhaft, mich! mich! — nich mein' Hof. War das denn Lüge un Falsheit?“

Er schüttelte sie.

Sie schrie laut: „Laß mich los!“

„Un nu ich alles hingeworfen hab', was mein war, aus Lieb' zu dir, nu schüttelst mich ab wie ein fleimiges Gewürm! Nu is unsre Lieb' gar nix gewesen! — Nu — nu willst den Mathes freien?“

Jetzt erhob auch die Alte gewaltig die Stimme.

„Weck een' mein' Tochter freit, das geht dich ein' Dreck an, du windhundiger Prahlhans! Laß ihr los! Auf der Stelle laß ihr los, grobschlächtiger Kloß! Un mach', daß du aus unsren Haus kommst, Slappswanz! Lump! Süßsnacker! Großmäuliger Dämelack! Fort! Fort! Oder soll ich dich Beine machen?“

Jan suchte nach Worten, fand keine. Noch einen Blick

warf er auf Bey'. Die stand abgewandt, mit troßig aufgeworfenen Lippen, stumm.

Da raffte er sein Bündel auf und rannte aus dem Hause, aus der Kolonie, weiter, weiter durch den Sonntagfrieden, durch die Mittagschwüle, die schwer auf dem Purpurteppich der Heideblüten brütete, querfeldein, ohne Weg, ohne Ziel. Weg, Ziel — er sann keinem nach. Das Ungeheure, Unbegreifliche, das auf ihn niedergehagelt war, hatte sein schwerfällig arbeitendes Hirn betäubt. Er dachte nichts mehr, er erwog nichts mehr. Nichts war ihm bewußt als der rasende Schmerz, der ihm die Brust durchwühlte, als der maßlose Zorn, der ihm Blut und Feuer vor die Augen malte. Auf wohlgeöltem Räderwerk war sein Lebenswagen bis zur Stunde gefahren, und binnen wenigen Minuten war der Weg unter ihm weggesackt. Nicht ein Sandkorn blieb von dem Boden, auf dem er so fest zu stehen gemeint. Er schwebte in der Luft. Irgendwo, irgendwann mußte er niederstürzen. Vorläufig empfand er nur das unheimliche Hängen im Leeren.

Er rannte, rannte, der Schweiß troff ihm von der Stirn. Vor seinen Augen tanzten Schatten und Nebel. Er wußte nicht, wo er war, er wußte nicht, lief er Stunden oder Sekunden. Da stolperten seine Füße über einen Wurzelknollen, den Torfgräber aus dem Schlamm gestochen und in das Kraut geschleudert hatten. Er stürzte. Und da die Bewegung seiner Glieder aufhörte, kam der Schmerz seiner Seele über ihn mit verdoppelter Gewalt. Er drückte sein Gesicht in das rauhe Heidekraut und weinte wie ein Kind. Lange lag er so. Er wußte nicht, wie lange. Ein nagendes Hungergefühl trieb ihn auf. Sein des Fastens nicht gewohnter Magen forderte sein Recht. Verstört sah er um sich. Die Sonne hatte die Mittags-

höhe längst überschritten. Schon neigte sie sich langsam dem Moorrand zu. Wo war er? — Fremd die Gegend. Nirgends ein Hausdach, das die Nähe einer Kolonie verraten hätte, nirgends die Spur eines Weges. Nichts als Heide, rechts, links, vor ihm und in seinem Rücken, ein Purpurteppich, auf dem wie eine flache, hellblaue Glocke der Himmel ruhte. Schmerzhaft, stoßweise begann er zu denken. Was sollte er tun? — Was zunächst? — Was künftig? — Abgebrochen jede Brücke zum Vaterhaus, zersprungen wie Seifenblasen die Lieb' und Treu', auf die er gebaut hatte, gläubig wie auf Gottes Verheißungen. Dort, wo die Sonne sich der Erde zuneigte, lag die große Stadt Bremen, lag die Welt, von der er nichts wußte, und in der er fortan sich behaupten sollte. Wie hatte das böse, alte Weib ihn gescholten? Ungeschickt, untauglich. Mit bitterem Erkennen fühlte er die Wahrheit ihrer Worte. Jan Poppenbrink ohne den Poppenbrinkhof war nichts, ein Staubkorn, das der Wirbelwind des Lebens bald auf den Rehrichthaufen wehen würde zu anderem Staub.

Er mußte doch vorwärts. Schwerfällig setzte er einen Fuß vor den andern. Mit tief gesenktem Kopf, hungrig, durstig, hoffnungslos stolperte er weiter, ohne Ziel, ohne Weg, bald auf federnden Pollen, bald einsinkend in glitschigen Morast. Als eingeborenes Moorkind umging er instinktmäßig blühendes Flockengras, mied verborgene Kolke und schwarze Lämpel und ging und ging.

Da horchte er plötzlich auf. Durch die endlose Einöde, durch die Totenstille der Wüste klang ein Laut, einer Menschenstimme Ton. Seine weitsichtigen Augen durchforschten erstaunt die Ferne. Wieder klang der Laut auf. Und jetzt hatte er die Richtung. Fern auf der tellerplatten Fläche ragte ein Ding auf, etwas wie ein Wagen, wie Pferdeköpfe. Die standen still. Aber eine menschliche



Wacholder am Heideweg.

Aus dem Naturschutzpark des Vereins Naturschutzpark E. W., Stuttgart.

Gestalt schien sich um sie her zu bewegen. Jan hielt auf die Erscheinung zu. Irgend etwas an diesem unbeweglichen Gefährt war nicht, wie es sollte. Der Drang zu helfen, tief eingewurzelt in seinem gütigen Herzen, drängte sein eigenes Leid zurück. Rasch schritt er aus. Nun stiegen die Umrisse des Fuhrwerks schon höher am Horizont herauf. Ein leichter Kutschwagen war's, wie die Moorbauern sie zu Überlandfahrten benutzen. Wie kam der dorthin? — Schief nach rückwärts mit eingesunkenen Hinterrädern hing er, und die Gestalt, die an den Zügeln der Pferde zerrte und mit lautem Ruf sie anfeuerte, war ein Weib. Jan hielt die hohlen Hände als Sprachrohr vor den Mund und schrie über die Fläche: „Hallo! Halt dich still! Ich komm dr. Rühr' dich nicht!“

Die Mahnung war notwendig, denn je ungebärdiger die Pferde, angefeuert durch Peitsche und Zuruf, sich ins Geschirr legten, umso tiefer sank der Wagen ein.

Die Frau wandte das Gesicht nach dem jäh aufgetauchten Helfer und stand fortan ruhig wie ein Steinbild. Jan sah, näher kommend, daß es eine fast hagere Dirne war, im Sonntagsputz, mit einem scharfgeschnittenen Gesicht und furchtlosem Blick, nicht von sinnbetörender Schönheit wie Beve, aber von einer wohlthuenden Klarheit der Züge.

Er nahm sich aber nicht Zeit, sie lange zu betrachten. Eile tat hier not. Tief schon waren die Hinterräder eingesaßt in einen kleinen Kolk, zwanzig Schritt von einer Fahrstraße, die birkenlos und darum aus der Ferne nicht zu erkennen war.

„Das mag bei hängendem Haar noch gut gehen,“ sagte Jan, trat an den Rand des Kolkes und faßte das Wagengestell. „Nu reiß die Pferde nach vorn! Hü! Hü!“

Zugleich hob er mit gewaltigem Ruck die Räder aus

dem Schlamm, so daß, als die Pferde sich nun mit voller Wucht ins Geschirr legten, das Gefährt beim ersten Anziehen auf festen Boden rollte.

Die fremde Dirne nickte beifällig.

„Bedankt sollst sein. Ohne dein' Beistand wär' mich das schlimm ausgegangen. Es sind Dreijährige, verstehst? Haben noch kein' Verstand. Vor ein' Krähyvogel, der auf=flog, sind sie ausgebrochen.“

Jan betrachtete die Tiere. „Feine Pferdensch,“ lobte er.

„Es steckt dr noch kein' Kraft in,“ versetzte die Dirne. „Sie konnten's nich schaffen. Aber du — ein paar kräftige Arme hast! Alle Achtung!“

„Ja,“ sagte Jan traurig, „das is auch alles, was ich hab.“

Die Dirne horchte auf. „Is das so? Das mußst mir klarmachen. Komm. Sett' di dal an'n Wegrand un halt Vesper mit mir, wenn dr nix Dringliches auf dich lauert.“

„Auf mich lauert gar nix,“ versicherte Jan.

Und er warf sich in das hohe Kraut. Die Dirne kramte aus dem Wagenkasten Brot, Butter, Käse, Wurst und eine kleine Flasche mit Wacholderschnaps. Jan langte eifrig zu. Dabei entschuldigte er sich.

„Verwunder' dich nich. Seit der Morgensuppe hab' ich noch keinen Happen zwischen mein' Rufen gekriegt.“

„Das is ein langen Zeit. Wo kommst denn her, wenn die Frage erlaubt ist! Un weck een' büßt?“

„Ich bin Garniemand,“ sagte Jan mit tiefem Ernst.

Die Dirne betrachtete aufmerksam das hübsche, blonde Gesicht, das feine Sonntagsgewand.

„Garniemand? — Willst mich zum besten halten? Wie'n Bettelmann siehst nich aus. Du scheinst guter Leute Kind.“

„Ja, das war ich woll. Bis diesen Morgen bin ich

Hinnerk Poppenbrinks in Langenmoor einziger Sohn und Erbe gewesen. Nu bin ich's nich mehr. Un was ich nu bin, un in kommenden Zeiten sein werd', das mag unser lieber Herrgott wissen; ich weiß es nich."

Er hatte während dieser Rede niedergeschlagen vor sich in das Kraut gestarrt. So war ihm das leichte Zusammenzucken seiner Gefährtin entgangen, als er die Namen Poppenbrink und Langenmoor nannte.

"Du hast mir aus mein' Not geholfen," sagte sie nach kurzem Schweigen. "Laß mich sehen, ob ich dir auch aus dein' helfen kann. Wir sitzen hier ganz kommod beisammen. Denn vertell mir mal, auf was für'n Art du zu so'n jähen Schicksalswechsel gekommen bist."

"Was is dr zu vertellen?" antwortete Jan, der nicht beredt war. "Aufgesagt hab' ich mein' Vadder, un bin fortgemacht."

"Zu so'n Vorgehen mußt doch ein' Veranlassung gehabt haben."

"Das woll."

"Is Hinnerk Poppenbrink denn ein harten, ungerichten Menschen?"

"Nee, nee, ja nich. Vadder is schon recht, un — un ich häng' dr mächtig an ihn. Man bloß — ich konnt' ihn sein' Willen nich tun."

"Konntest nich?"

"Nee, nee, ich konnt' nich."

Jan schaute seine Gefährtin treuherzig an. Das klare, ernste Gesicht flößte ihm Zutrauen ein. Und es dünkte ihn plötzlich Wohlthat, sein Leid aussprechen zu können zu einem teilnehmenden Menschen.

"Ich sollt' ein' freien, weißt, ein ganz Fremde. Un ich hatt' ein' ander' lieb, un — un hatt' ihr mein Wort gegeben — un da — da . . ."

„Da hast Wadder un Mudder un Haus un Hof in Stich gelassen, un bist fortgelaufen zu dein' Dern? — So'n Treue find't sich man sparsam in der Welt.“

Jan seufzte tief. All sein Jammer stieg vor seinem inneren Auge auf.

Das Mädchen an seiner Seite fuhr fort: „Woll. Ich versteh'. Un nu suchst ein' Stellung, ein' Broterwerb an irgend ein' Ort, damit daß du dein' Liebste freien kannst?“

Da fuhr Jan auf. Beide Hände erhob er abwehrend.

„Nee! nee! nee! — In alle Ewigkeit frei' ich ihr nich!“

Der Fremden Augen wurden groß vor Verwunderung.

„Wie denn? — Mich freien willst ihr? — Ich mein', du hast ihr lieb?“

Aus Jan aber brachen all der Grimm, all die Empörung über den schändlichen Treubruch, die ihm angetane Schmach hervor. Versunken auf Nimmerwiederauftauchen, als wär's im menschenfressenden Moor, fühlte er in ihrer Gemeinheit jeden Funken Liebe zu der Treulosen.

„Nee, nee! Un wenn sie zehn Höfens mir zubrächte an Stelle von ihr' bitteren Armut, un läge bettelnd auf ihr' Knien vor mir, ich will nix mehr zu schaffen haben mit der Dern. Fals is sie, abgrundflecht. Lieb' ohne Maß hat sie mir vorgelogen, solang sie ein' Hofserben in mir vermutend war. Un als ich arm un bloß vor ihr stand un all mein' Hab' un Hoffnung von mir geworfen hatt' aus Lieb' zu ihr, da hat sie mich von ihr' Swelle gejagt wie einen Hund, hat mich verhöhnt un beschimpft. Mich im Leben rühr' ich nur ihr Fingers wieder an!“

„Verswör' dich nich,“ mahnte die Fremde. „So'n tiefe Liebe wie dein', die is man swer dot zu kriegen.“

„Mein' is dot,“ versicherte Jan und fühlte, daß er die Wahrheit sprach; denn sein einfältig ehrlicher Sinn sah nur Gut und Schlecht.

„Wenn du im Ernst so denkst,“ sprach langsam die Dirne neben ihm, „denn seh’ ich nich ein, aus was für’n Grund du nich gans einfach zu dein Vadder zurückmachst.“

„Zurückmachen?“ Der Gedanke war Jan nicht gekommen. Einen Augenblick schwieg er nachdenklich. Dann schüttelte er den Kopf. „Es geht nich. Ich bin gegen Vadder sein’ Willen hoch gegangen, un — un ich hab’ ihn geschrieben, daß ich dr nich zurückkomm’. Un denn — süh, denn müßt’ ich ja auch die Dern freien, die er mir ausgesucht hat, die Annmarei Osterwiek.“

„Dünkt dich das so schlimm?“

„Ich hab’ ihr doch nich lieb.“

„Ja so. Ein’, die du nich liebhaft, die willst du nich freien?“

„Ich mein’, dr kann kein Glück bei sein. Und denn auch — Annmarei Osterwiek weiß ja nu, daß ich vor ihr weggelaufen bin. So was vergibt kein’ Dern.“

„Meinst?“

Er nickte. „Die Annmarei soll ein gans besonders Scharfe sein auch noch. Ich hab’ ein Gräsen vor ihr.“

„Dazu kann ein’ nix sagen. Was is denn nu dein Vornehmen?“

Jan seufzte wieder. „Ich weiß nich. Ich kenn’ mich nich aus. Nie in mein’ Leben hab’ ich für mich allein ein’ Entscheidung getroffen, außer in mein’ unkluge Lieb’, un das is mich schlecht ausgegangen. Ich bin ein gans ungeschickten Menschen. Weißt du mich ein’ Rat? Was soll ich tun?“

„Hast denn Zuvertrauen zu mir?“

„Das hab’ ich,“ versicherte Jan und griff nach ihrer Hand. „Ein gans ausnehmend großes Zuvertrauen. Wie ich dich man zu Gesicht kriegt’, hab’ ich gewußt: die is

ein ehrlichen, verlässlichen Menschen un weiß Bescheid in der Welt.“

„Wenn das dein Ernst is,“ sagte die Dirne, „denn so will ich dir ein' Vorschlag machen. Das geht nu stark auf'n Abend. Vandage kannst nix mehr unternehmen. Stellungen liegen auch nich auf der Straße, un dein' Angelegenheit will überdacht sein. Denn so fahr' mit mich nach den Hof von mein' Verwandten un schlaf dr vannacht. Un morgen bei Tageslicht wollen wir mitsammen überlegen, was dein' nächsten Schritstens sein müssen. Willst das?“

„Ja,“ sagte Jan, „das will ich gern.“ Er fühlte eine große Sehnsucht nach Ruhe. Und die Aussicht, unter sicherem Dach die Nacht friedlich zu verbringen, lockte ihn mächtig. „Un in voraus sollst bedankt sein für dein' Gutheit.“

„Denn mach' dir's kommod im Wagen,“ bestimmte die Dirne, räumte die Reste der Mahlzeit sorglich wieder an ihren Ort und nahm die Zügel. „Denn will ich zufahren, daß wir noch bei Tageslicht heimkommen.“

Schweigsam fuhren sie miteinander dahin. Es tat dem an Seele und Leib Zer schlagenen wohl, geborgen in den Wagenpolstern zu sitzen. Er fühlte, eigentlich hätte er fragen müssen, wer seine Beschützerin denn sei und wohin sie ihn führe. Aber er fürchtete, durch ein neugieriges Wort den Zauber zu zerbrechen, der so wohligh ihn umschmeichelte. Und so blieb er stumm. Sie schien eine, die wußte, was sie tat. Mit Wohlgefallen beobachtete er, wie geschickt und besonnen sie die jungen Pferde lenkte. Ach, wenn er doch die Zügel des eigenen Lebens in so sicherer Hand hielte!

Schon eine Weile waren sie so auf der Klinkerstraße hingerollt, als vor ihnen eine gebückte Gestalt auftauchte.

Als das Geräusch der Räder den Wandersmann erreichte, wandte er sich, blieb stehen, ließ das Gefährt herankommen. Izaak Weilchenstengel war's. Er hatte das Gespann erkannt und hoffte auf Fahrgelegenheit für seine müden Glieder und seine schwere Kramkiewe. Doch als er des Paares im Wagen ansichtig wurde, erstarb ihm vor Überraschung die Bitte auf den Lippen.

„Gott der Gerechte! Was für'n Wunder! Was für 'ne Freud! Glück wünscht der alte Izaak, Glück un Wohlstand un Gedeihen hundert Jahre! Was für'n schönes Paar! Wie füreinander geschaffen! Hast dein' Bräutigam gleich mitgenommen, Annmarei Osterwiek? Is recht! Is recht!“

Umsonst hatte die Dirne versucht, durch verstohlene Zeichen den Redefluß des Hausierers zu hemmen. Jetzt fühlte sie, wie Jan erschrocken mit einem Ruck sich von ihr in die äußerste Wagenecke zurückzog.

„Du — du bist Annmarei Osterwiek?“

„Ja, die bin ich,“ sagte sie ärgerlich. „Mein' Meinung war, du solltest das noch nich wissen. Aber da die unverständige Snakerei von dem alten Izaak es dich verraten hat, so is es auch gleich.“

„Was? — Was?“ fragte Izaak betroffen. „Seid ihr zwei denn nich Brautleute? — Ich mein' doch . . .“

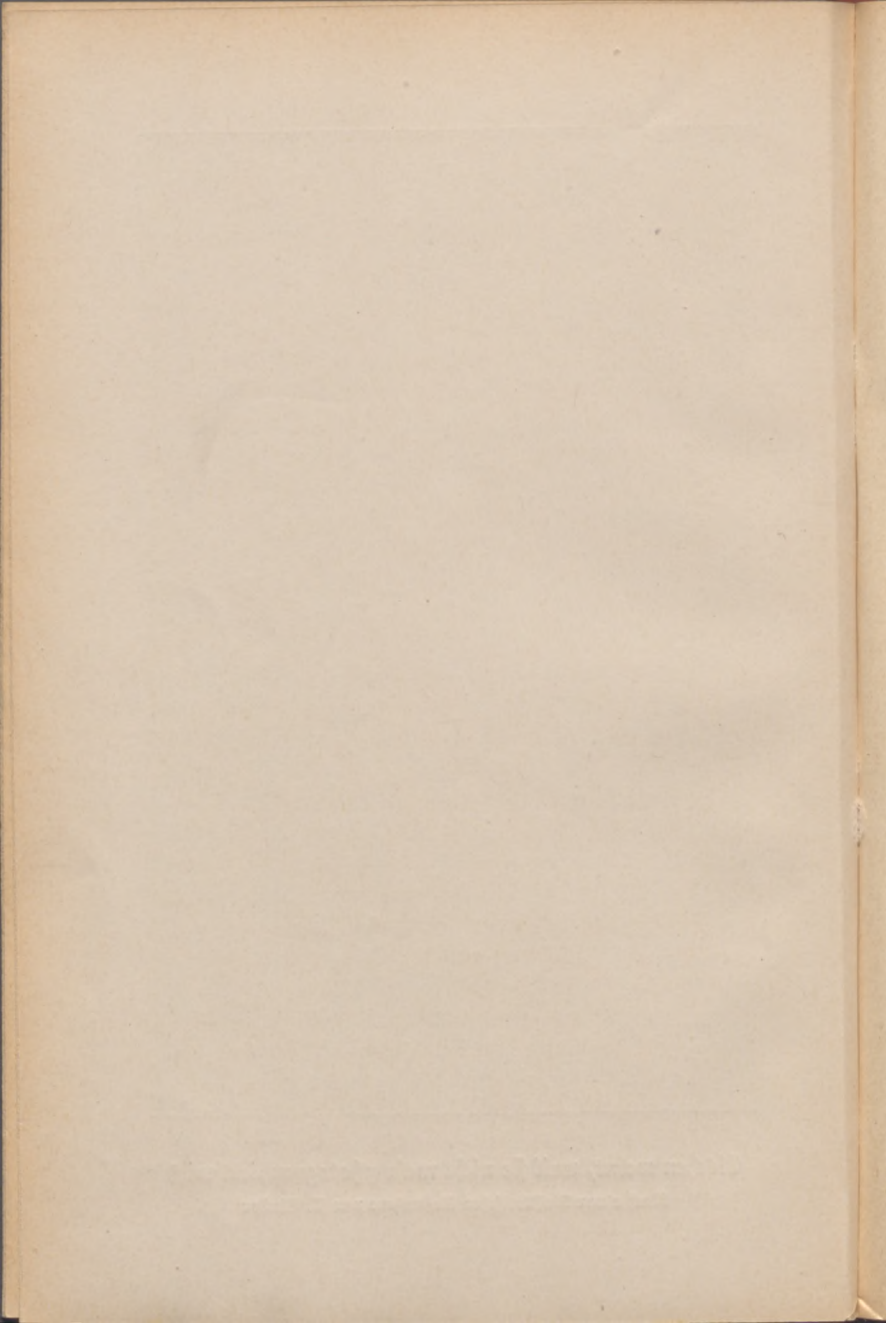
„Gar nix hast zu meinen,“ unterbrach Annmarei herrisch. „Du siehst, vandage is dr kein Platz für dich auf'n Wagen. Dein' Kiewe magst meintwegen hinten anhängen. Ich geb' sie dem Wirt in Mooringen in Verwahrung. Un nu halt' uns nich länger auf. Mir pressiert's. Adjes.“

Der Alte hatte kaum, stumm vor Enttäuschung, seine Last auf dem Wagen verstaute, da trieb Annmarei die Säule an, und schneller als zuvor rollte das Gefährt dahin.

Ganz verstört suchte Jan nach Worten.



Elschen weint, weil sie nicht mehr photographiert wird
Nach einer künstlerischen Aufnahme von A. Binder



„Annmarei,“ begann er endlich schüchtern, „wenn das so is — wenn du die bist — denn bitt’ ich dich, halt den Wagen an un laß mich absteigen. Zu was Ende sleppst mich mit?“

Sie ließ die Peitsche durch die Luft knallen, daß die Dreijährigen in Galopp fielen.

„Ich lass’ dich nich auf der Landstraße in Stich,“ sagte sie entschlossen. „Ich lass’ dich überhaupt nich in Stich, denn ich hab’ dich als ein’ ehrlichen, treuen Menschen erkannt. Brauchst kein’ Bange zu haben. Ich werd’ dich nich an’n Haaren vor’n Altar schleifen. Aber dein’ Freundin bin ich. So ein’ benötigst. Un auf Annmarei Osterwiek is dr Verlaß. Ich will dich mein’ Meinung sagen. Auf dein’ Hof gehörst, un auf kein’ andern Fleck auf der Welt kannst gedeihen. Un nachdem du zur Einsicht gekommen bist, daß die Dern, an die du dein’ Sinn gehängt hast, dein’ opferwillige Treue unwert is, so seh’ ich auch kein’ Ursach, warum daß du dein’ Badder ein so großes Leid antun un von ihn fort in die weite Welt laufen willst. Dr sind in’n Moore außer Annmarei Osterwiek ein’ Masse ansehnliche un begüterte Bauerntöchter, von denen leicht ein’ zugleich dein’ Badder un dir gefallen mag. Kommenden Dag fahr’ ich dich zurück auf dein’ Hof, un will Fürsprach’ einlegen für dich, daß dein Badder dich wieder aufnimmt un dr von abläßt, dir ein’ Braut aufzunötigen, die dir nich ansteht. Denn will woll alles recht werden.“

Eine Weile saß Jan stumm mit gesenktem Kopf. Endlich fragte er leise und traurig: „Sag’, Annmarei, hast ein’ rechten Abscheu vor mir?“

„Nee, Jan, wie kömmt dr auf?“

„Ich hab’ dich sweres Unrecht getan. Nich mal dein Gesicht hab’ ich sehen wollen in mein’ Verblendung.“

Sie hob abwehrend die Hand. „Ich acht' Treue als das Höchste an ein' Menschen, Jan. Wie sollt' ich dir gram sein, weil du Treue gehalten hast?“

„Wenn das so is,“ stammelte er, tief Atem schöpfend, „un du wirklich kein' Haß gegen mich gefaßt hast — ich bin man ein einfältigen Menschen, du aber bist so klug, so fest — un — un — ich hab' von'n ersten Augenblick an so'n Zuvertrauen zu dir gehabt. Annmarei — was mich anlangt, ich könnt' mein Vadder sein' Willen nu gut erfüllen, sehr gut. Un wenn du wolltest, ich wär' gewiß nich verlangend, Umschau zu halten in'n Moore nach ein' ander' Bäuerin — Annmarei.“

Da ließ sie die Zügel fallen und reichte ihm beide Hände.

„Du bist ein rechtschaffenen Menschen, Jan. Da in liegt alles. Un wenn ich dir nich zuwider bin, ich mein', wir könnten gut zusammen hausen.“

In Eintracht fuhren sie am nächsten Morgen nach Langenmoor auf den Poppenbrinkhof, und in Freuden wurde der Verspruch dort gefeiert.

Bilderrätsel



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Die Frauen vom Teufelsmoor

Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung)

„Ja, mein lieber Jänicke, es ist nun einmal nicht anders. Ich fühle meine geistigen und körperlichen Kräfte mit jedem Tage mehr nachlassen, und es wäre töricht, wenn ich mich der Erkenntnis verschließen wollte, daß es mit mir langsam dem Ende zugeht. Meinen Angehörigen spreche ich nicht davon, weil es grausam wäre, ihnen vor der Zeit Sorge zu bereiten. Ihnen aber, mein junger Freund, möchte ich es sagen, weil ich Ihnen zugleich eine herzliche Bitte aussprechen will.“

„Was sind das für schwarze Gedanken, verehrter Herr Professor! Und sicherlich ganz grundlos. Sie sollten auf ein paar Wochen nach dem Süden gehen, um sich von den Anstrengungen der letzten arbeitsreichen Monate zu erholen. In Ihrem Alter denkt man doch noch nicht an das Sterben.“

„Auch der Süden würde mir nicht mehr helfen. Und dann: Sie vergessen, daß ich ein armer Mann bin, für den kostspielige Kuren nicht mehr in Betracht kommen dürfen.“

„Wenn es sich um das unschätzbare Gut Ihrer Gesundheit handelt . . .“

Jäger machte eine abwehrende Handbewegung.

„Reden wir nicht mehr davon. Das wenige, was ich hinterlassen kann, wird nicht einmal hinreichen, meiner Frau einen sorgenlosen Lebensabend zu verschaffen. Außerdem kann ich meine Arbeit nicht auf Wochen oder Monate unterbrechen. Sie wissen am besten, wieviel

Schwierigkeiten ich noch zu überwinden habe, bis sie fertig ist. Ohne Ihre Hilfe müßte ich ohnehin die Hoffnung aufgeben, sie zu vollenden.“

„Der Herr Professor überschätzen den Wert meiner Mitarbeit.“

„Nein, nein, ich weiß, was ich an Ihnen habe. Und Sie müssen mir treu bleiben bis zum Ende. Wenn es not tut, auch darüber hinaus.“

„Das ist mein fester Entschluß. Auf mich und auf meine Anhänglichkeit dürfen Sie unbedingt zählen.“

„Davon bin ich überzeugt. Ich kann mich Ihnen ja nicht anders dankbar erweisen als damit, daß Ihr Name neben dem meinigen auf dem Titelblatt des Werkes stehen soll, und daß ich Ihnen die Herausgabe des Buches übertrage, wenn ich vor seiner Fertigstellung abberufen werden sollte. Nein, keinen Widerspruch — bitte! Das ist abgemacht und feststehend. Sie dürfen nicht unter Ihrer Bescheidenheit leiden. Ich bin Ihnen ja auch in anderer Hinsicht zu größtem Dank verpflichtet. Was sollte ich bei meiner Unerfahrenheit in allen geschäftlichen Dingen anfangen, wenn Sie sich meiner nicht mit so rührender Selbstlosigkeit angenommen hätten. Sie haben mir die Sorge für die Anlegung meines kleinen Kapitals abgenommen, und Sie verwalten es musterhaft. Die letzte Bankabrechnung ist ein neuer Beweis dafür.“

„Ich tue selbstverständlich, was in meinen Kräften steht. Das ist doch keines Dankes wert.“

„Es wird Sache meiner Frau und meiner Kinder sein, sich Ihnen dafür erkenntlich zu zeigen. Ich hoffe, daß namentlich mein Sohn Ihre Aufopferung nach Gebühr zu würdigen weiß. Ihm fehlen ja leider alle Gaben, die ich an Ihnen schätze. Er ist ein Phantast, der sich ständig mit unmöglichen Projekten trägt.“

„Herr Doktor Läger hat ohne Zweifel sehr bedeutende Talente.“

„Die er in Hirngespinnsten verzettelt. Seine Siedlungs-
idee zum Beispiel ist nichts als ein trügerischer Traum.
Sehr menschenfreundlich meinetwegen; aber ganz un-
durchführbar. Wenn das Unglück wollte, daß es zu einem
Versuch ihrer Verwirklichung käme, würde er damit nur
sounso viele Hunderte armer Teufel ins Unglück bringen.
Ich will damit jedenfalls nichts zu schaffen haben.“

Er begann im Zimmer auf und nieder zu gehen, wie
immer, wenn ihn eine Sache in Erregung versetzte. Die
Pläne seines Sohnes verursachten ihm offenbar einen
besonderen Verdruß. Erst da Jänicke nicht widersprach,
fuhr er nach einer Weile etwas ruhiger fort: „Ich höre
übrigens, daß dieser Reschmann ihn in seinen utopischen
Phantastereien unterstützt. Damit wären die Rechten
dann ja glücklich zusammengekommen. Es ist jammer-
schade um den jungen Menschen, das gebe ich zu. Er hat
das Zeug zu einem bedeutenden Mathematiker. Scharf-
sinn, logisches Denken und eine erstaunliche Kombi-
nationsgabe — alles ist bei ihm vorhanden. Aber er hat
eine viel zu hohe Meinung von sich selbst. Sein Selbst-
vertrauen verführt ihn, nach dem Unmöglichen zu stre-
ben. Und sein Dünkel macht ihn zu einem der undank-
barsten Menschen von der Welt. Nun, Sie wissen ja,
was ich mit ihm erlebt habe.“

„Ich habe sein Verhalten gegen Sie immer unwürdig
und unverantwortlich gefunden.“

„Es war mir eine Enttäuschung, die ich ihm nie ver-
zeihen kann. Ich habe ihm seitdem mein Haus ver-
schlossen, und daß Walter noch immer in freundschaft-
lichen Beziehungen zu ihm zu stehen scheint, ist etwas,
das ich meinem Sohne ganz besonders verüble.“

„Man spricht von allerlei Erfindungen, die Herr Keschmann gemacht haben soll. Aber ich zweifle sehr, daß sich eine von ihnen durchsetzen wird.“

„Ich verstehe nichts von diesen technischen Dingen. Aber ich bin überzeugt, daß er auch sie eines Tages beiseite werfen wird, weil ihn irgend ein anderes vermeintlich höheres Ziel verlockt. Er gehört eben zu den Leuten, denen alle Stetigkeit und alle Selbstbescheidung mangeln. — Doch wir sind von dem abgekommen, was ich eigentlich mit Ihnen besprechen wollte. Es betrifft meine Frau und meine Tochter. Sie verkehren nun lange genug in meinem Hause, um sich ein Urteil über sie gebildet zu haben.“

„Die beiden Damen haben meine höchste Verehrung, Herr Professor!“

„Für meine Frau wenigstens kann ich diese Anerkennung ihrer guten Eigenschaften ohne weiteres gelten lassen. Sie haben vielleicht gehört, daß ich sie vom Konzertpodium weg geheiratet habe, und ich habe nie einen Anlaß gehabt, es zu bereuen. Sie ist mir allezeit eine treue, liebevolle Gattin gewesen, und sie hat die Zeiten meines Unglücks tapfer mit mir getragen. Aber sie hat in ihrer Jugend wenig Gelegenheit gehabt, sich richtig für den Kampf des Lebens vorzubereiten. Sie ist beinahe hilflos, wenn sie der starken Führung entbehrt. Das erfüllt mich mit schwerer Sorge für die Zeit, wo sie keine Stütze mehr in mir haben wird. Von ihren Kindern kann sie in dieser Hinsicht leider nicht viel erwarten.“

„Fräulein Martha ist doch gewiß die liebevollste Tochter, die Sie sich wünschen könnten.“

„Liebevoll — gewiß! Aber sie ist ebenso schwach und unpraktisch wie ihre Mutter. Und da mein Sohn in seiner Zerrfahrenheit den beiden Frauen nicht den nötigen

Halt gewähren kann, sehe ich mich nach einem Menschen um, dem ich gewissermaßen ihr Schicksal nach meinem Tode anvertrauen darf. Und da dachte ich zunächst an Sie, mein lieber Jänicke."

"Ihr Vertrauen ehrt mich auf das höchste. Ich verspreche Ihnen feierlich, daß ich für Ihre Gattin besorgt sein werde wie für meine eigene Mutter."

Der Professor schüttelte ihm herzlich die Hand.

"Und Sie werden Martha wie Ihre Schwester ansehen — nicht wahr?"

"Soweit Fräulein Jäger mir die Erlaubnis dazu gibt — gewiß."

"Warum sollte sie sie Ihnen verweigern? Genießen Sie denn nicht ihr volles Vertrauen?"

"Ich habe mir bis jetzt kaum einen Anspruch darauf erworben. Und ich darf mich darum auch nicht darüber wundern, wenn sie es mir vorenthält."

"Das klingt ja beinahe, als ob Sie einen Grund hätten, sich über sie zu beklagen. Ich will doch nicht hoffen . . ."

"Oh, ich beklage mich durchaus nicht, Herr Professor! Es ist Fräulein Marthas gutes Recht, sich jede Einmischung in ihre Angelegenheiten zu verbitten."

"Das kann sich doch nur auf ganz bestimmte Dinge oder Vorkommnisse beziehen. Wollen Sie mir nicht offen sagen, um was es sich handelt?"

"Es ist wirklich nicht der Rede wert. Als ich vor einigen Tagen zufällig in ein hiesiges Kino kam, sah ich zu meiner Überraschung Fräulein Martha am Klavier in der kleinen Kapelle, die die Begleitmusik zu den Bildern lieferte. Und ich nahm mir in der Pause die Freiheit, meinem Erstaunen darüber Ausdruck zu geben."

In dem Antlitz des Professors spiegelte sich die höchste Entrüstung.

„Meine Tochter! Als Klavierspielerin in einem Kino? Wenn mir das ein anderer gesagt hätte, würde ich es für eine niederträchtige Lüge erklären. Das ist ja einfach unerhört! Und was hat sie Ihnen geantwortet?“

„Sie fragte mich, ob ich vielleicht etwas Unanständiges in ihrer Tätigkeit sehe. Und als ich mir einen bescheidenen Hinweis auf die gesellschaftliche Stellung ihres Herrn Vaters erlaubte, fertigte sie mich zu meiner Beschämung mit der gewiß berechtigten Bemerkung ab, daß ich ihres Wissens nicht dazu da sei, über das gesellschaftliche Ansehen ihrer Familie zu wachen.“

Professor Jäger hatte seine Wanderung durch das Zimmer wieder aufgenommen. Die Adern an seinen Schläfen waren hoch aufgeschwollen.

„Sie hätten mir das nicht verheimlichen dürfen — hätten es mir sogleich erzählen müssen. Es ist ja geradezu ein Skandal. Meine Tochter in einem Kino!“

„Ich würde untröstlich sein, wenn Fräulein Martha aus meiner Indiskretion irgendwelche Unannehmlichkeiten erwüchsen. Und ich bitte Sie herzlichst, Herr Professor —“

„Bitten Sie mich um gar nichts! Es ist selbstverständlich, daß ich eine solche öffentliche Kompromittierung nicht dulden kann. Ihre Person spielt dabei gar keine Rolle. Sie haben nur einfach Ihre Pflicht getan, als Sie mich davon unterrichteten.“

„Fräulein Martha dürfte es leider anders ansehen, und ich fürchte, dadurch in ihren Augen sehr zu verlieren.“

„Sie beunruhigen sich ohne Not. Ich will schon dafür sorgen, daß es nicht geschieht.“

Zerstreut und noch immer sichtlich erregt, sprach er von anderen Dingen. Aber als Jänicke nach einer Weile gegangen war, begab er sich sofort in das Wohnzimmer

hinüber, wo Martha und Eva bei einer Näharbeit saßen. In strengem Ton wandte er sich an seine Tochter: „Ist es richtig, daß du jemals als Klavierspielerin in einem Kino tätig gewesen bist?“

Die Gefragte wurde blutrot, und mit gesenkter Stirn erwiderte sie im Ausdruck des Schuldbewußtseins: „Ja, Vater! Ich bin es sogar noch heute.“

„Und das magst du mir ganz ruhig ins Gesicht sagen? Ist es dir denn gar nicht zum Bewußtsein gekommen, was du mir damit antust?“

„Ich konnte es nicht für ein so großes Unrecht halten. Vielleicht hätte ich dich allerdings vorher um deine Erlaubnis bitten sollen.“

„Daß du es nicht getan hast, obwohl du wissen mußt, daß ich diese Erlaubnis verweigern würde, macht dein Verhalten unverantwortlich. Aber wir wollen davon jetzt nicht weiter reden. Wissen möchte ich von dir nur, wie du dazu kamst, den Doktor Jänicke durch eine schnip-pische Antwort zu kränken, als er dich in rücksichtsvollster Form auf das Ungehörige deines Tuns aufmerksam machte. Du wirfst dich deswegen natürlich bei ihm entschuldigend.“

Martha schwieg. Da aber konnte Eva nicht länger an sich halten.

„Sie sollten das Martha nicht zumuten, Herr Professor! Sie hat mir von ihrem kurzen Gespräch mit Herrn Jänicke erzählt, und ich finde, daß sie ihm gegenüber völlig im Recht war. Er hat einen Einfluß auf sie zu üben versucht, der ihm nicht zustand. Und sie tat sehr gut daran, ihn zurückzuweisen.“

Erstaunt und entrüstet über die dreiste Einmischung wandte sich ihr der Professor zu.

„Sie halten es für richtig, Martha zu unterstützen?“

Vielleicht sind Sie es gewesen, die sie zu dem Auftreten im Kino veranlaßt hat?"

„Wenn es so wäre, würde ich mich dessen gewiß nicht schämen. Ich fände es jedenfalls viel weniger unehrenhaft als das Spionieren und das elende Denunziantentum des famosen Herrn Doktors.“

„Schweigen Sie!“ fuhr Jäger auf, alle Selbstbeherrschung verlierend. „Sie wissen nicht, was Sie reden. Ich verbiete Ihnen, solche Ausdrücke zu gebrauchen über einen Mann, den ich meinen Freund nenne.“

„Es tut mir leid, wenn ich Sie damit verletzt habe. Aber es ist unmöglich, ruhig zuzusehen, wenn Sie sich von einem glatten Heuchler dazu bestimmen lassen, ungerecht gegen Ihr Kind zu sein. Statt ihm die Tür zu weisen, verlangen Sie, daß Martha sich vor ihm demütigen soll. Das ist einfach unerträglich.“

„Es zwingt Sie niemand, es zu ertragen. Wenn Ihnen die Art nicht gefällt, wie ich das Regiment in meinem Hause führe, so . . .“

„Papa — lieber Papa!“ fiel Martha ihm flehend in die Rede. Eva aber sagte sehr ruhig — so blaß sie war, und so seltsam starr der Blick ihrer Augen wurde: „Laß doch, Liebste! Ich weiß wohl, daß ich mich einer Ehrfurchtsverletzung gegen deinen Vater schuldig gemacht habe. Und ich würde auch ohne seine beabsichtigte Aufforderung wissen, was ich zu tun habe.“

„Sie sind sehr schnell fertig mit Ihren Antworten, mein Fräulein! Aber ich bin nicht der Ansicht, daß dieser Hochmut Ihrem Alter und Ihrer Lage angemessen ist.“

„Ich bin weder hochmütig noch undankbar. Aber ich will lieber diesen Vorwurf auf mich nehmen, als daß ich mich durch irgendwelche Rücksichten bestimmen ließe, meine Überzeugungen zu verleugnen.“

Sie ging hinaus. Als Martha sich anschickte, ihr zu folgen, hielt ein barscher Befehl ihres Vaters sie zurück.

„Du bleibst. Es ist durchaus nicht notwendig, der vorzuziehigen jungen Dame auch noch gute Worte zu geben. Sie mag tun, was ihr beliebt.“

Erst eine halbe Stunde später fand Martha die Möglichkeit, sich nach Eva umzusehen. Sie fand sie weder in ihrem gemeinsamen Schlafzimmer noch in einem anderen Raume der Wohnung. Aber sie sah mit Schrecken, daß ihre Sachen und ihr Koffer mit ihr zugleich verschwunden waren. Es war also kein Zweifel, daß sie stillschweigend das Haus verlassen hatte.

Genau nach zehn Tagen, wie er es sich vorgesezt hatte, war Emil Hildebrandt nach Berlin abgereist. Und kaum eine Woche später erhielt Walter Jäger von ihm die briefliche Aufforderung, ihm zu folgen, da seine Anwesenheit in der Reichshauptstadt im Interesse ihrer Sache dringend notwendig sei.

„Wir müssen schleunigst unser Büro einrichten,“ hieß es in dem Schreiben. „Denn es gibt zunächst eine Fülle von schriftlichen Arbeiten, für die ich mich wenig eigne. Meine Stärke sind die persönlichen Verhandlungen. Also brechen Sie Ihre Zelte in München ohne Besinnen ab. Sie werden hier mit Sehnsucht erwartet.“

Damit waren die Würfel gefallen. Das Unternehmen war im Werk, und es gab kein Zurück mehr. Walter atmete auf. Die Ungewißheit der letzten Wochen hatte ihm schwer auf der Seele gelegen und ihn manchmal beinahe kleinmütig gemacht. Denn sein Projekt erschien ihm nun, da es durch Hildebrandts Beteiligung der Wirklichkeit entgegenzugehen schien, so riesengroß und verantwortungsreich, daß er der Ausführung zuweilen

mit leisem Bangen entgegengesehen hatte. Daß die Entscheidung nun wirklich kommen sollte, gab ihm mit einem Schlag seine volle Arbeitsfreudigkeit und Zuversicht zurück. Jetzt hatte er auch den Mut, seinen Vater von der nahen Erfüllung des lange gehegten Traumes zu unterrichten. Er war da auf entschiedenen Widerstand gefaßt, aber er war auch entschlossen, sich dadurch keinen Augenblick beirren zu lassen. Und der Umstand, daß er durch seinen vorläufigen Vertrag mit Hildebrandt materiell völlig unabhängig geworden war, gab ihm den nötigen Rückhalt gegen alle zu erwartenden Einwendungen des Professors.

Ein Tröpfchen Bitterkeit freilich war trotz alledem im Becher seiner Freude. Das war der Gedanke an die bevorstehende Trennung von Eva.

In den zwei Wochen, die seit ihrem gemeinsamen Besuche des Deutschen Theaters vergangen waren, hatte sich in der Art ihres Verkehrs kaum etwas geändert. Eva war ihm immer mit derselben unbefangenen Freundlichkeit begegnet, und ihre Händedrucke waren nicht länger und wärmer als früher. Aber daß er nun fortgehen sollte, auf Monate vielleicht, daß er ihre helle, klingende Stimme, ihr übermütiges, perlendes Lachen nicht mehr hören, sich nicht mehr an der spitzbübischen Schalkhaftigkeit ihrer leicht zusammengekniffenen Augen freuen sollte, erschien ihm doch sehr hart. Natürlich würde sie ihn in dieser langen Zeit vergessen. Wenn er sie wiedersah, würde sie wahrscheinlich längst einem andern zu eigen sein. Aber er wußte, daß die Erinnerung an sie und an die mit ihr verlebten Stunden ihn durch sein ganzes Leben als ein köstlicher Besitz begleiten würde.

Er war es gewöhnt, daß Eva an die Tür kam, um zu öffnen, wenn er sich durch das bekannte dreimalige

Glockenzeichen anmeldete. Heute aber war es Martha, die statt ihrer an der Entree erschien, und trotz der halben Dunkelheit auf dem Gange sah Walter sofort, wie verstört sie aussah.

„Was ist denn geschehen?“ fragte er. „Es ist doch keines von euch krank?“

„Nein. Aber es ist beinahe ebenso schlimm. Laß dir's nur von der Mama erzählen.“

Die Frau Professor zeigte sich auf der Schwelle des Wohnzimmers, und das Taschentüchlein in ihrer Hand bewies, daß sie eben geweint hatte.

„Mein lieber Junge! Wir müssen dich heute mit einer Hiobspost empfangen. Sie ist fort.“

„Wer ist fort? Doch nicht Eva?“

„Ja — sie. Mit Sack und Pack auf und davon ohne ein Wort des Abschieds.“

Er mußte sich an den Pfosten lehnen, so gewaltig war ihm der Schrecken in die Glieder gefahren.

„Ja, wie ist denn das möglich? Ist etwas vorgefallen, das sie hätte vertreiben können?“

Martha wandte sich ab und fing an zu weinen. Die Professorin aber erklärte: „Ich war unglücklicherweise nicht zu Haus, als es geschah. Aber nach allem, was ich gehört habe, hat Eva eine unehrerbietige Bemerkung gegen deinen Vater gemacht und ist dafür von ihm zurechtgewiesen worden. Du weißt ja, daß sie zuweilen recht naseweis sein konnte.“

„Aber das ist doch noch kein Grund für eine solche Flucht. Um was hat es sich denn überhaupt gehandelt?“

„Um mein Klavierspiel im Kino“, schluchzte Martha, „und um Herrn Doktor Jänicke. Papa war außer sich, weil Eva den Doktor einen Spion und einen elenden Denunzianten nannte.“

„Wenn sie es gesagt hat, wird sie wohl auch einen Grund dazu gehabt haben. Wohin ist sie denn gegangen?“

„Das ist ja eben das Schlimme, daß wir es nicht wissen,“ klagte die alte Dame. „Sie hat fast gar kein Geld und keinen Menschen, bei dem sie eine Zuflucht suchen kann.“

„Und da sitzt ihr hier untätig und weint hinter ihr her, statt Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um ihren Aufenthalt zu ermitteln? Ist der Vater drüben in seinem Arbeitszimmer?“

„Ja. Aber du willst ihn doch nicht zur Rede stellen? Er hat meine Frage nach dem Geschehenen vorhin so schroff zurückgewiesen, und er ist so reizbar . . .“

„Das ist mir gleichgültig. Jetzt handelt sich's um wichtigere Dinge als um die Nerven des Vaters. Vielleicht um Leben und Sterben. Da gibt es keine zaghaften Rücksichten mehr.“

Er klopfte an die Tür des väterlichen Zimmers und trat auf das kurze „Herein!“ über die Schwelle.

„Entschuldige, wenn ich dich störe, Vater! Aber ich höre, daß Eva das Haus verlassen hat. Und wie es scheint, nicht im guten. Möchtest du mich nicht über die Ursache aufklären?“

„Da mußt du sie selbst fragen. Denn ich habe ihr keine Ursache gegeben. Wahrscheinlich war es die Scham über ihr unerhörtes Benehmen, die sie veranlaßt hat zu gehen.“

„Das sähe ihr sehr wenig ähnlich. Sie muß sich schon tödlich gekränkt gefühlt haben.“

„Für ihre Empfindlichkeiten bin ich nicht verantwortlich. Ich werde doch wohl noch das Recht haben, meine Tochter zur Rede zu stellen, wenn sie sich durch ihr Klavierspiel in einem erbärmlichen öffentlichen Lokal kompromittiert.“

„Erlaube, lieber Vater! Martha hat dazu auch meine volle Zustimmung gehabt. Kompromittierend sind höchstens die Umstände, die sie zwangen, einen solchen Brotterwerb zu suchen.“

„Was heißt das? Ist sie nicht in ihrem Elternhause versorgt?“

„Wenn man ein ständiges Hungerleben eine Versorgung nennen will . . . Ich mache dir gewiß keinen Vorwurf daraus, wenn du in der Meinung, völlig verarmt zu sein, der Mutter ein Wirtschaftsgeld gibst, mit dem sie unmöglich auskommen kann. Du handelst damit eben nach deinen Grundsätzen. Aber wenn Martha ihre Zeit und ihre Kräfte opfert, um der Mutter ihre schweren Sorgen ein wenig zu erleichtern, so solltest du ihr dafür eher dankbar sein, statt sie zu tadeln.“

„Es ist weit gekommen, daß ich mich von meinen Kindern zurechtweisen lassen muß wegen der Art, in der ich mein Leben führe. Aber was meine Kinder sich vielleicht erlauben dürfen, steht darum noch nicht diesem fremden jungen Mädchen zu, das ich aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen habe und das mir nichts als Dank schuldet.“

„Auch das solltest du nicht überschätzen. Eva hat ihr Möglichstes getan, sich für die empfangenen Wohltaten erkenntlich zu zeigen. Sie hat euch in der Zeit ihres Hierseins ein Dienstmädchen ersetzt und hat durch ihren Frohsinn Wärme und Sonnenschein in das Haus gebracht, das dessen meiner Meinung nach nur allzusehr bedurft hat.“

„Mein Haus ist keine Vergnügungsstätte. Es ist ein Kampfplatz gegen die Unbill des Lebens. Daß du davon in deinem jugendlichen Leichtsinne eine richtige Vorstellung hast, kann ich freilich nicht von dir verlangen.“

„Wir wollen darüber jetzt nicht streiten, Vater! Denn es handelt sich vor allem darum, festzustellen, wohin Eva gegangen ist. Wir dürfen sie nicht einen Tag lang ihrem Schicksal überlassen.“

„Was soll ich dazu tun? Glaubst du, daß es ihr angenehm wäre, wenn ich die Polizei auf ihre Spur heßte?“

„Davon ist vorläufig keine Rede. Ich hoffe, daß es mir gelingt, sie zu finden.“

„Viel Glück dazu. Wenn du es fertigbringst, magst du ihr meinetwegen sagen, daß sie wiederkommen kann. Bei einer angemessenen Entschuldigung bin ich bereit, das Geschehene zu vergessen.“

„Du beurteilst sie ganz falsch, wenn du das für möglich hältst. Wie ich sie kenne, wird sie eher das äußerste Elend tragen, als daß sie hier demütig zu Kreuze kriecht. Denn sie ist es, die Unrecht erduldet hat.“

„Was verlangst du dann also eigentlich von mir?“

„Daß du ihr ein anderes Unterkommen verschaffst und eine Möglichkeit, sich durchzubringen.“

„Nichts weiter als das? Nein, mein Lieber! Wer so selbstbewußt auftritt, der muß auch die Kraft haben, sich ohne fremden Beistand weiterzuhelfen.“

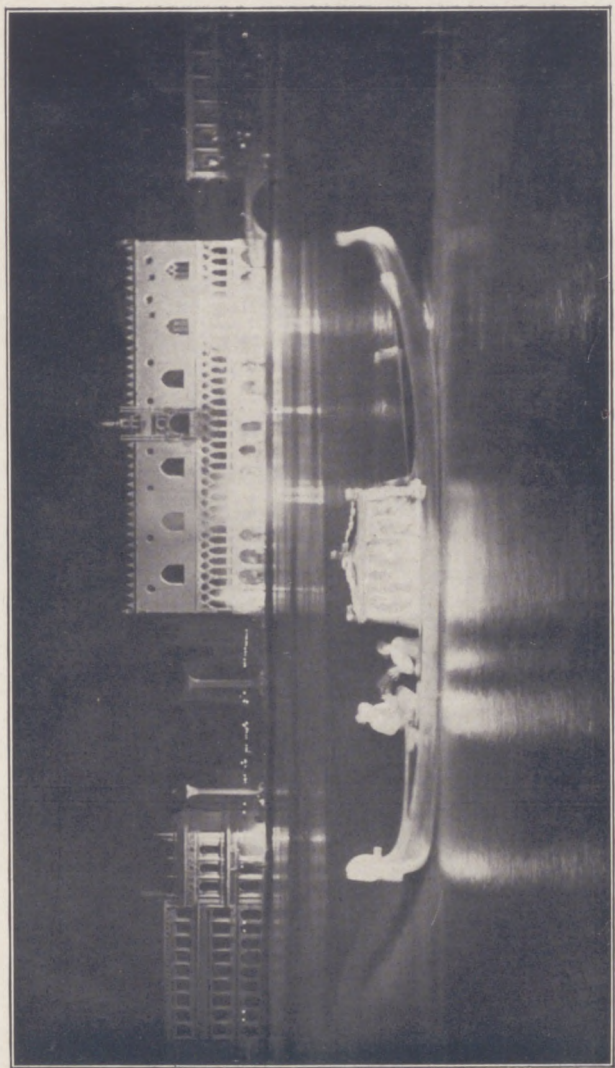
„Gut. So werde ich statt deiner um sie bemüht sein. Auch wenn ich meine Abreise deshalb um Wochen aufschieben müßte.“

„Deine Abreise? Was heißt das? Wohin willst du denn mit einem Male reisen?“

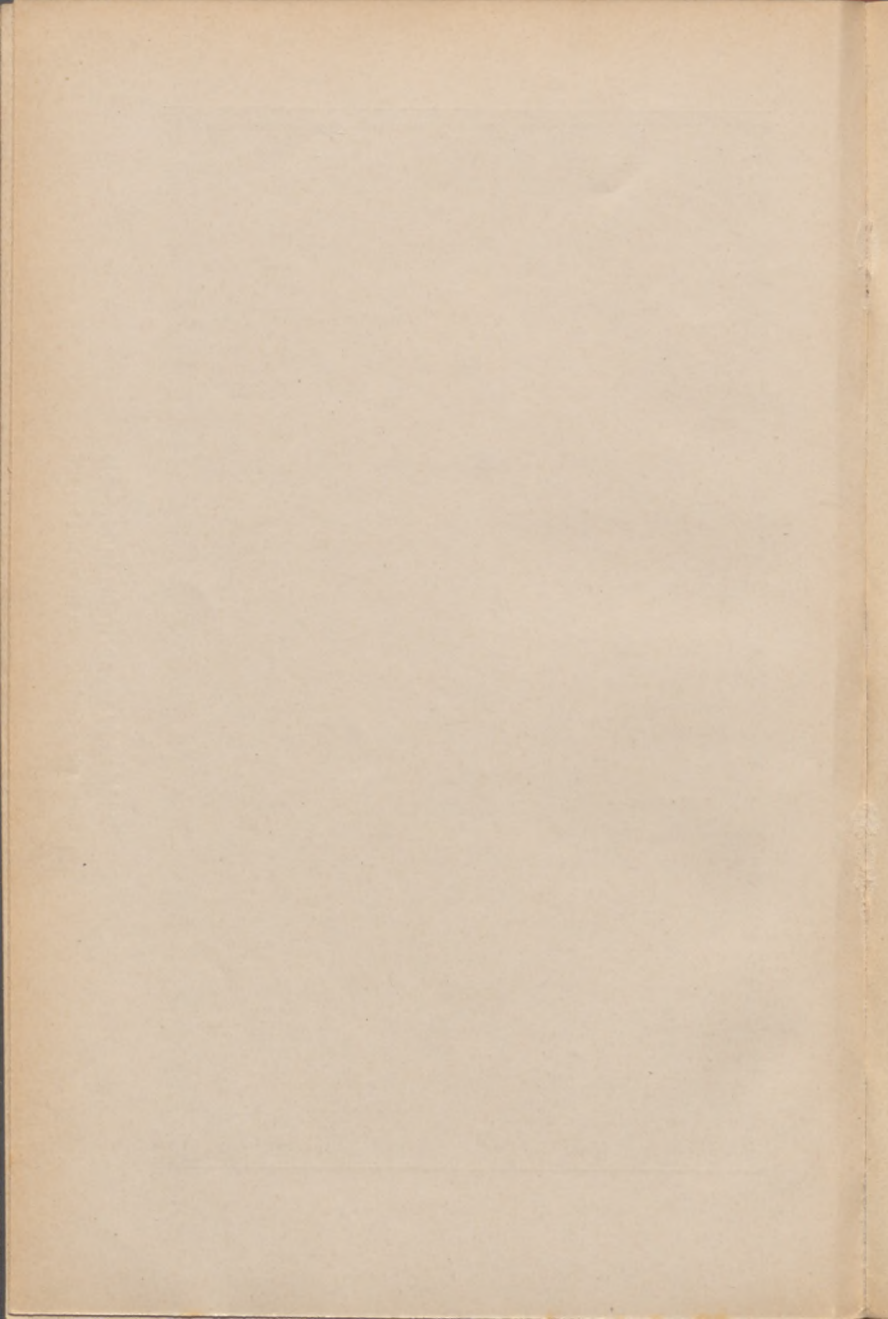
„Nach Berlin. Man hat mich dahin gerufen, um bei den Vorbereitungen für die Durchführung meines Siedlungsplanes mitzuwirken.“

„Was? Es soll also Ernst mit diesem Unsinn werden?“

„Es gibt eben Leute, die die Idee nicht für einen Unsinn halten. Herr Emil Hildebrandt zum Beispiel ist be-



Nächtliche Gondelfahrt in Venedig
Nach einer künstlerischen Aufnahme der Ufa



reit, seinen gesamten Grundbesitz und sein ganzes Vermögen an sie zu wagen.“

„Aber jeder Ansiedler soll sich, wenn ich recht unterrichtet bin, mit einigen tausend Mark an dem Ganzen beteiligen. Das bedeutet für diese Leute, die wohl durchweg arme Teufel sind, ebenfalls ihr ganzes Vermögen. Und sie werden an seinem Verlust viel schwerer zu tragen haben als dein Herr Hildebrandt, der entweder ein Narr oder ein Betrüger ist. Wenn sich das eines Tages erweist, wird mein Name neben dem seinigen am Pranger stehen.“

„Entschuldige — aber es könnte doch höchstens m e i n Name sein.“

„Ist das nicht dasselbe?“

„Nein. Irgendwann einmal muß doch der Zeitpunkt kommen, an dem ich für mich einzustehen habe, und an dem ich allein für meine Person verantwortlich bin.“

Der Professor lachte spöttisch auf.

„Du? — Mit deinen unklaren Gedanken, deinem Mangel an Tatkraft und deiner Unstetigkeit? Mit großen Worten kannst du mir wahrhaftig nicht imponieren.“

„Und wer trägt die Schuld daran, wenn ich bis jetzt nicht tatkräftig und stetig gewesen bin? Wer anders als du, Vater, mit deiner falschen Erziehung?“

„Ah, das ist stark. Du wagst es, mir einen solchen Vorwurf zu machen — mir, der ich nicht müde geworden bin, mich aufzuopfern, nur um etwas Rechtes aus dir werden zu lassen?“

„Etwas Rechtes? Das heißt, ein gehorsames Werkzeug deines väterlichen Willens. Ein Geschöpf, das sich niemals erlauben durfte, eigene Ansichten zu haben und auf eigenen Wegen zu wandeln. Stückweise hast du mein Selbstvertrauen zerbrochen, Vater! Und wenn ich mich

nicht jetzt frei mache aus dieser Sklaverei, bin ich in der That fürs ganze Leben verdorben.“

Er sprach in heftiger Erregung. Was er so lange zurückgehalten hatte, aus Ehrfurcht vor dem Manne, zu dem er viele Jahre lang als zu einer Art von Vorsehung aufgeblickt hatte, jetzt brach es ungestüm und rücksichtslos hervor, alle Schranken der Pietät stürmisch niederreißend. Und es wirkte auf den Professor wie das Aufflammen einer Rebellion, die er nie für möglich gehalten hatte — wie eine frevelhafte Versündigung an dem höchsten und heiligsten aller Gesetze, dem Gesetz der Kindesliebe. In diesem Augenblick sah er in dem Sohn nur einen Abtrünnigen und Verräter — nur einen Feind, der ihm offene Fehde angesagt hatte. Hart und feindselig klang deshalb auch seine Erwiderung: „So geh denn deine eigenen Wege. Meinetwegen ins Verderben. Ich halte dich nicht mehr. Aber wenn du eines Tages deine Hand hilfsuchend nach mir ausstreckst, so wundere dich nicht, wenn sie ins Leere greift.“

„Ich wollte dir nicht weh thun, Vater! Aber ich mußte mich endlich auf mein Menschenrecht besinnen. Du selber könntest mich nicht mehr achten, wenn ich es länger mit Füßen treten ließe.“

„Wahre dein sogenanntes Menschenrecht, wo immer du es für notwendig hältst. Mir gegenüber war es nicht erforderlich. Denn ich durchschaue die Beweggründe deines plötzlichen Freiheitsbedürfnisses vollkommen. Und du siehst ja, daß ich mich ihm nicht widersetze. Tu, was du willst und mußt. Aber behellige mich nicht weiter mit deinen wahnwitzigen oder verbrecherischen Projekten.“

Obwohl seine Hand zitterte, griff er wieder nach dem Federhalter und tat einige hastige Züge über das Papier.

„Adieu, Vater!“ sagte Walter nach einem sekunden-

langen Schweigen. Der Professor aber wandte den Kopf nicht nach ihm um, und es klang kurz und scharf wie das Aufschlagen eines hingeworfenen Beiles: „Adieu!“

Das Christliche Hospiz in der Lindwurmstraße war die erste Stelle, wo Walter nach Eva fragte. Und seine Vermutung, daß sie zunächst dort wieder eine Zuflucht suchen würde, hatte ihn nicht getäuscht. Er ließ sie durch das Stubenmädchen in das kleine Lesezimmer des Hauses bitten, das zum Glück ganz leer war, und nach wenig Minuten schon trat sie ein.

Er ging auf sie zu und streckte ihr seine Hand entgegen.

„Liebes Fräulein Eva! Was in aller Welt machen Sie für Geschichten?“

„Bitte, keine Vorwürfe, Herr Doktor! Und keine Ausöhnungsversuche oder dergleichen. An dem, was geschehen ist, läßt sich nichts mehr ändern.“

„Sie würden also unter gar keinen Umständen in das Haus meiner Eltern zurückkehren?“

„Nein — unter gar keinen. Sie müssen selbst einsehen, daß ich dort nicht am Platze bin. Es ist zu eng für mich. Ich stoße überall an, und ich kann nicht darin atmen.“

„Ich fühle Ihnen das nach, und ich rede Ihnen nicht zu, es noch einmal zu versuchen. Was aber werden Sie nun beginnen?“

„Ich weiß es noch nicht, aber irgend etwas wird sich schon finden.“

„Das heißt, es soll nun ein verzweifelttes Suchen nach irgend einer Stellung beginnen? Sie wollen von Thür zu Thür gehen, um Ihre Dienste anzubieten?“

„Was bleibt mir denn anderes übrig? Ich habe ja niemanden.“

Sie war offenbar entschlossen gewesen, tapfer zu bleiben und Walter gegenüber eine gewisse überlegene Sorglosigkeit zur Schau zu tragen. Aber nun überwältigte es sie doch. Sie drehte den Kopf, weil sie fühlte, daß ihre Lippen sich wider ihren Willen zum Weinen verzogen, und ihre Schultern zuckten. Da stieg eine heiße Welle von Zärtlichkeit in ihm auf, und trotz ihres Sträubens bemächtigte er sich ihrer Hand.

„Sagen Sie das nicht, Fräulein Eva! Sie haben doch immer noch mich.“

Sie machte eine stumm verneinende Bewegung, aber sie versuchte vergebens, ihre Hand zu befreien.

„Sie dürfen mich nicht abweisen,“ sprach er eindringlich auf sie ein. „Sind wir denn nicht Freunde?“

„Freunde — für eine fröhliche Stunde, ja. Jetzt aber, da es ernst wird, müssen Sie mich meinen Weg schon allein gehen lassen.“

„Wenn ich nun aber nicht will? Wenn ich darauf bestehe, an Ihrer Seite zu bleiben? Wollen Sie mich vielleicht zurückstoßen?“

„Ach, quälen Sie mich nicht. Es hat ja doch alles keinen Sinn.“

„Doch — es hat einen Sinn, Eva! Denn ich will Ihr Freund sein, Ihr wirklicher Freund — nicht bloß für eine frohe Stunde — nein, fürs ganze Leben. Ich habe Sie ja so lieb.“

Sie zuckte auf, sie wollte antworten — aber es blieb bei einer hilflos stummen Geste, bei einem in Angst und tiefstem Erschrecken flehenden Blick. Sie wich zurück, als er die Arme erhob, sie an sich zu ziehen, sie schüttelte den Kopf — und lähmende Trauer legte sich auf ihn, der sie nicht begriff, der sich die Furcht in ihren Augen nicht zu deuten wußte. Langsam, müde ließ er die Hände sinken.

Da warf sie sich plötzlich aufschluchzend an seine Brust. Preßte sich an ihn, schmiegte sich mit allen Gliedern in sein Umfängen. Mit geschlossenen Augen, besinnungslos hingegeben. Und mit einem gestammelten Laut neigte er sich über ihren zurückgebogenen Kopf, küßte er den durstend halb geöffneten Mund — in lohender Flamme standen sie, und ihre Herzen wußten allen Schmerz und alle Seligkeit . . .

Und dann öffnete sie ihm ihre Augen weit und ließ ihn in ihre Seele sehen . . . „Du — du weißt ja nicht, wie allein ich war und wie ich mich nach einem Menschen gesehnt habe . . . Du weißt auch nicht, wie ich mich fürchte, wie entsetzlich ich mich fürchte . . . Nein, sag' nichts. Laß mich reden, jetzt . . . Ich weiß ja, daß du gut bist, daß du mich nicht nur nehmen willst, so . . . Ich weiß, daß du mich liebhaft . . .“ Ihre Arme umklammerten ihn, und er fühlte den rasenden Schlag ihres Herzens, so sehr drückte sie sich an ihn. „Ich will auch nicht, daß du mir etwas von ewiger Liebe und ewiger Treue sagst — das vorhin hat mir so weh getan, das ‚Fürs ganze Leben‘ . . .“

„Liebste — wie soll ich das verstehen — das ist doch . . .“

„Ach, wie soll ich dir das nur sagen. Es ist ja vielleicht alles Unsinn, ich bin ein dummes Mädel — aber ich muß doch versuchen, es dir zu sagen . . . Ich kann die großen Worte nicht ertragen, ich leide darunter — es ist mir immer wie eine Versündigung, ich weiß nicht, gegen was . . .“

„Aber daß ich dich ganz wild und schrecklich lieb habe — das darf ich dir doch sagen —?“

Sie lachte, während die Tränen ihr über die Wangen rannen, und er fühlte, wie dieses Lachen ihren ganzen Körper durchbebte.

„Ich bin dumm, ich weiß, daß ich dumm bin . . . Aber laß mich doch reden, dann ist das vielleicht alles weg und drückt nicht mehr . . . Sieh mal, wenn ich einen Menschen gern habe, dann will ich ihn eben ganz einfach gern haben und nichts weiter. Ich weiß auch, daß du so fühlst wie ich, und ich glaube auch, daß wir zusammengehören — aber du bist nicht allein, wie ich allein bin, du hast deine Eltern und deine Schwester und deine Freunde . . .“

„Was haben die mit unserer Liebe . . .“

„Die werden alle gegen unsere Liebe sein! Sie mögen mich nicht, sie halten mich für schlecht und undankbar und werden noch Schlimmeres glauben, wenn wir nun . . .“

„Hör' auf, Liebes! Erstens einmal übertreibst du maßlos — in Wahrheit hält dich niemand für schlecht und undankbar. Auch mein Vater nicht, so schwer er sich über dich geärgert hat. Der Ärger wird verrauchen, und es wird an einem schönen Tage eine schöne Versöhnung geben, mit Kuchen und Schlagsahne, Rührung und Segen . . .“

„Das sagst du so, aber es ist . . .“

„. . . und zweitens — jetzt rede ich — zweitens und letztens hält mein Vater mich ganz bestimmt für viel schlechter und undankbarer als dich. Womit du nicht das geringste zu tun hast. Für schwach und haltlos und zerfahren und was weiß ich, für einen verlorenen Sohn. Damit muß ich mich eben abfinden, und du . . .“

„Nein — du sollst dich . . .“

„Heilig Kriz Millione Dunter — willst du jetzt endlich still sein und mich reden lassen —?! Also natürlich werde ich mich nicht damit abfinden, das werden wir alle beide nicht. Wir werden eben ganz einfach zu beweisen haben, daß wir nicht schlecht und undankbar und

schwach und verloren sind — wir werden uns und unsere Liebe durchsetzen — und zu allerletzt gibt's doch Kuchen und Schlagsahne. Und jetzt erst mal noch einen Kuß und kein Wort mehr von Furcht und so. Sonst müßte ich glauben, daß du mir im Herzen doch nicht recht vertrauen kannst!"

Sie küßte ihn wieder. Und sagte ganz einfach, ganz still und schlicht: „Ich habe — außer meiner Mutter — keinem Menschen noch so ganz vertraut wie dir, Walter.“

Er zog sie nun neben sich auf einen Sitz nieder. Behielt ihre beiden Hände in den seinen.

„Es wäre ja auch schlimm sonst, Liebstes . . . Da wir beide doch nun zusammen in die Welt hinaus müssen . . .“

„Mein Gott! Wie grauslich das klingt! Willst du vielleicht mit mir nach Amerika auswandern? Du — da mach' ich nicht mit!“

„Aha — so weit reicht also die Liebe nicht!“ Er gab ihr rasch noch einen Kuß, obwohl sich im Nebenzimmer irgendwelche Leute eingefunden hatten, die über irgendwelche gleichgültigen Dinge lebhaft schwatzten. „Nein, wir wollen auch nicht nach Amerika — aber nach Berlin. Und zwar in den nächsten Tagen schon.“

„Du — Berlin ist beinah ebenso grauslich wie Amerika, glaube ich . . . Weshalb müssen wir denn durchaus da hin?“

„Weil es jetzt so weit ist, daß aus meinen Plänen Wirklichkeit werden soll . . .“ Und in kurzen Worten erzählte er ihr — von seinem Vertrag mit Hildebrandt, von all seinem Vorhaben. Gespannt hörte sie ihn an — und sagte dann mit einem tiefen Aufatmen: „Das ist schön — das ist fabelhaft schön!“

„Und das schönste dabei ist, daß du mir nun helfen kannst. Mit mir arbeiten. Den ganzen Tag mit mir. Oder — hast du keine Lust dazu?“

„Und ob! Wenn ich es nur kann!“

„Herr Hildebrandt muß dich engagieren. Er wird es gerne tun. Als Stenotypistin oder sonst etwas — die Form ist ja ganz egal. Die Hauptsache ist, daß wir immer zusammen sind — daß wir zusammen schaffen! Und den Kopf werden wir auch nicht hängen lassen dabei — es soll gar nicht grauslich, es soll sehr lustig werden in Berlin für uns zwei beide — lustiger noch als auf der Wiese neulich!“

Sie lachten sich an — vorsichtig sah Eva zur Thür des Nebenzimmers und griff ihm dann mit beiden Händen in die Haare, daß es schmerzte. „Du — wenn das alles nicht nur ein Traum ist, wenn es wirklich und wahrhaftig wahr ist — dann bin ich ganz unsinnig und närrisch glücklich, du . . .“

Und was ihm dabei aus ihren Augen entgegenstrahlte, das gab ihm ein Kraftgefühl wie nichts zuvor in seinem Leben. Jetzt konnte ihm nichts mehr geschehen, jetzt konnte ihn kein Hindernis mehr schrecken. Alles, was er vor sich sah, lag hell im Licht und erschien ihm spielend leicht. Für Eva mußte er jedes, auch das höchste Ziel im Fluge erreichen.

Sie kamen überein, daß Walter am nächsten Tage mit dem Abendzuge nach Berlin vorauffahren und Eva ihm folgen sollte, sobald er ein geeignetes Unterkommen für sie gefunden hatte, und trennten sich dann mit einer Verabredung für morgen. Walter war fast erstaunt über die sonnige Schönheit des Herbsttages, die ihn draußen empfing. Nie hatte er München so wundervoll gefunden wie heute, nie hatten die Menschen, die an ihm vorübergingen, so heitere und lebenswürdige Gesichter gezeigt, nie war das Leben so lockend, die Zukunft so licht gewesen wie im Zauberglanz seiner jungen, glücklichen Liebe.

Er dachte daran, wieder nach Hause zu gehen und eine Ausöhnung oder Verständigung mit seinem Vater zu suchen, aber er verschob es dann doch auf den nächsten Tag. Er mußte ja darauf gefaßt sein, von neuem harte, fränkende Worte zu hören. Und es sollte kein Mißton in seine schrankenlose Seligkeit klingen. Er begab sich deshalb in seine Wohnung, um die letzten Reisevorbereitungen zu treffen und einen Brief an Hildebrandt zu schreiben, in dem er seine bevorstehende Ankunft anzeigte. Auch Ludwig Reschmann machte er von der beabsichtigten Fahrt nach Berlin Mitteilung und ersuchte ihn, zu einer letzten Besprechung an die Bahn zu kommen. Dann machte er einen langen Abendspaziergang an der Isar, baute die stolzesten Luftschlösser und träumte von dem geliebten Mädchen, das sie mit ihm bewohnen sollte. —

Trübe und regnerisch brach der nächste Tag an. Es war ein echtes melancholisches Abschiedswetter. Und Walter suchte vergebens, die übermütige Glückstimmung von gestern wiederzugewinnen. Da er gemeinsam mit Eva speisen wollte, bestimmte er die Vormittagstunden zum letzten Besuch in seinem Vaterhause. Er fand nur die Mutter, die durch den Professor von seinen Zukunftsplänen unterrichtet war und ihn mit sehr niedergeschlagener Miene empfing.

„Daß du uns das antun könntest, Walter — daß du uns verlassen würdest, um dich auf so ungewisse Dinge einzulassen! Der Vater ist in tiefster Seele empört. Kannst du denn die Sache nicht noch rückgängig machen?“

„Nein, liebe Mutter! Es ist alles unwiderruflich beschlossen. Und es tut mir leid, daß auch du kein Verständnis hast für den Drang, der mich unwiderstehlich hinaustreibt.“

„Ach Gott, ich verstehe es ja, daß du nicht mehr gerne bei uns bist. Es ist so ernst und eintönig bei uns — namentlich jetzt, wo Eva nicht mehr da ist. Wenn ich nur erst wüßte, wo sie untergekrochen ist.“

„Du darfst ihretwegen unbesorgt sein. Ich habe sie gefunden, und ich nehme sie mit mir nach Berlin.“

Die kleine Frau starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Unwillkürlich faltete sie die Hände.

„Was ist das für ein unmöglicher Gedanke! Sie kann in eine solche Tollheit doch nicht eingewilligt haben. Was wolltest du denn auch mit ihr anfangen?“

„Ich denke, sie als Schreibkraft in dem Büro anzustellen, das ich mir einrichten will. Und es ist doch ganz gleich, ob sie hier tätig ist oder in Berlin.“

„Aber du kannst doch nicht in Gemeinschaft mit ihr . . . Das ist ja gegen alle Gebote der Schicklichkeit.“

In diesem Augenblick wurde es ihm klar, daß er die Mutter noch nicht in sein köstliches Geheimnis einweihen dürfe, wie es ursprünglich seine Absicht gewesen war. Die Vorstellung, daß er und Eva ohne jede schützende Begleitung als Liebespaar in die Welt hineinreisten, würde ihr zweifellos das hellste Entsetzen verursacht haben, und es widerstrebte ihm, sich darüber in eine Auseinandersetzung mit ihr einzulassen. Darum suchte er ihre Bedenken mit einigen scherzenden Worten zu beschwichtigen und fragte nach dem Vater. Die Professorin machte ihr unglücklichstes und verlegenstes Gesicht.

„Er ist sehr tief in der Arbeit, und der Doktor Jänicke ist bei ihm. Vielleicht ist es besser, wenn ich ihn erst von deinem Hiersein unterrichte.“

„Ist es schon so weit, daß ich bei meinem Vater angemeldet werden muß wie ein Fremder?“

„Du kennst seine Eigenheiten und seine nervöse Reiz-

barkeit. Außerdem — ihr seid doch gestern im Unfrieden auseinander gegangen.“

„So geh denn und sage ihm, daß ich gekommen sei, um noch einmal, und herzlicher als gestern, Abschied von ihm zu nehmen.“

Die alte Dame verbrachte eine auffallend lange Zeit im Arbeitszimmer ihres Vaters. Walter hörte, daß sein Vater mit erhobener Stimme sprach, und daß sein Ton rauh und befehlend war. Schon wollte er ohne jedes weitere Bedenken eintreten, da kam die Professorin wieder heraus, tief niedergedrückt und das Taschentuch an den Augen. Mit einer bittenden Handbewegung drängte sie den Sohn zurück.

„Du darfst jetzt nicht hineingehen, Walter! Der Vater ist in sehr schlechter Laune. Und wenn du ihm jetzt auch noch von deiner Absicht sprechen wolltest, Eva mit dir zu nehmen . . .“

Die Röte des Unwillens war Walter in die Wangen gestiegen.

„Es ist gut, Mutter! Ich will mich da drinnen nicht aufdrängen. So sage ich denn nur dir ein herzliches Lebewohl.“

„Mein Sohn — mein lieber Sohn! Der Himmel nehme dich unter seinen Schutz. Du wirst mir doch recht oft schreiben?“

„So oft jedenfalls, als es etwas Wichtiges mitzuteilen gibt. Im übrigen darfst du meinetwegen ganz unbeforgt sein. Ich will meinen Weg schon finden. — Aber Martha? Kann ich sie nicht noch einmal sehen?“

„Sie ist ausgegangen, und ich weiß nicht, wann sie heimkommt.“

„So sage ihr, daß ich heute abend um sieben Uhr abreise. Ich hoffe, sie auf dem Bahnhof zu sehen. Vor-

ausgesetzt, daß sie vom Vater die Erlaubnis dazu erhält.“

„Sie wird sich jedenfalls einstellen. Ach Gott, es ist ja alles so traurig und so sehr schwer für mich.“

Sie weinte schon wieder und lag lange in den Armen ihres Sohnes. Dann aber, als sie den Schritt des auf und nieder gehenden Professors hörten, drängte sie Walter selbst zur Thür. Mit einer sehr wehen Empfindung verließ er sein Vaterhaus, und erst als er Evas frohes Gesicht wiedersah, schwanden die dunklen Schatten aus seinem Herzen. In einem bescheidenen Restaurant nahmen sie ihr Mittagessen ein — und voll höchstgespannter Erwartung sprach Eva unaufhörlich von der bevorstehenden Zeit in Berlin.

Die Zeit ging ihnen im Fluge dahin, und sie erkannten plötzlich zu ihrer Überraschung, daß es schon sechs Uhr geworden war. Walter mußte seine Koffer aus der Wohnung holen, und Eva benutzte diese Zeit, um einen Blumenstrauß für ihn zu kaufen. Den er zwar viel zu verschwenderisch prächtig fand, aber doch wie ein Heiligtum hütete und verwahrte. Vor der Bahnsteigsperrre trafen sie Martha, die sich ebenfalls mit einigen Blumen eingefunden hatte und sichtlich bemüht war, ein heiteres Gesicht zu zeigen. Sie sprach nach dem Austausch einer herzlichen Begrüßung mit Eva ihre Bewunderung aus für den herrlichen Strauß, und Eva erwiderte lachend: „Er soll doch unterwegs ein bißchen an mich denken. Die Gefahr, daß er mich vergiftet, ist ja sowieso groß genug. Denn wie heißt es bei dem Dichter . . .“ Und in glücklichstem Übermut deklamierte sie pathetisch: „Nie soll weiter sich ins Land — Lieb von Liebe wagen, — als sich blühend in der Hand — läßt die Rose tragen!“

Bewundert blickte Martha von ihr auf Walter, aber

ein Schimmer freudigen Verständnisses erhellte ihr Gesicht, als sie sah, wie die beiden einander in die Augen schauten.

„Steht es so?“ fragte sie. „Ihr habt euch gefunden?“

„Was sollte ich tun? Da er mich gar so eifrig gesucht hat, konnte ich mich vor ihm nicht mehr retten.“

„So wünsche ich euch aus tiefster Seele Glück. Ihr paßt ja auch so gut zueinander.“

„Wir wollen es abwarten,“ scherzte Eva, indem sie die Freundin umarmte. „Er hat mir freilich den Himmel auf Erden versprochen. Aber man weiß nie, wieweit man solchen Versprechungen Glauben schenken darf.“

Walter wollte mit einer Bemerkung antworten, aber er kam nicht mehr dazu, denn in diesem Augenblick trat Ludwig Reschmann eiligen Schrittes auf sie zu.

„Gut, daß ich nicht zu spät komme. Die Arbeit ließ mich nicht früher los. Du gehst also nach Berlin?“

Er hatte Eva ziemlich flüchtig begrüßt und Martha, die bei seinem Anblick freudig erröthet war, kräftig die Hand gedrückt. Walter sprach ihm von Hildebrandts Brief und von den Aussichten, die er ihm eröffnet hatte. Reschmann nickte.

„Es scheint allerdings, daß es ihm Ernst ist um die Sache. Er hat bei den Vulkanwerken drei von meinen Maschinen bestellt, die zum Beginn des Frühjahrs geliefert werden sollen.“

„Davon wußte ich noch gar nichts. Das ist ja höchst erfreulich. Vor allem für dich.“

„Wenn alles glatt geht — ja. Es sind allerdings große Summen, die er dafür aufzuwenden hat.“

„Sie werden ihm wohl zur Verfügung stehen. Er ist ein reicher Mann. Und er hat außerdem unerschöpfliche Hilfsquellen.“

„Hoffen wir es. Jedenfalls möchte ich dich bitten, mich von Berlin aus über den Stand der Angelegenheiten auf dem laufenden zu erhalten. Natürlich, soweit du es ohne Indiskretionen tun kannst.“

„Aber selbstverständlich. Es gibt doch dir gegenüber da gar keine Indiskretionen. Du bist ja auf Gedeih und Verderb mit uns verbunden.“

„Doch nicht so ganz. Ich werde die Leitung der Brikettfabriken erhalten. Um die Siedlungssache selbst habe ich mich eigentlich nicht zu kümmern.“

„Nun, das eine hängt mit dem andern doch unlöslich zusammen. Wann fährst du nach Klein-Schwentischen?“

„Sobald da alles so weit ist — mit den Bauten namentlich — daß ich die Maschinen aufstellen kann. Wie Herr Hildebrandt meint, spätestens in den ersten Frühlingmonaten.“

„Bitte — einsteigen!“ ertönte die Stimme des Schaffners. Und Walter mußte sich losmachen. Als er schon den Fuß auf dem Trittbrett hatte, sagte Eva wie in einem plötzlichen Einfall: „Du — Martha! Ich habe eine famose Idee. Wie wäre es, wenn du auch nach Berlin kämest? Du mußt auch einmal heraus aus dieser Enge. Und es wäre himmlisch, wenn wir drei beieinander wären.“

„Welch ein Gedanke! Mein Platz ist in meinem Elternhause.“

„Du kannst doch nicht bis in alle Ewigkeit darin bleiben. Du mußt das Leben auch einmal von seiner lustigen Seite kennenlernen.“

„Es verlangt mich nicht danach. Solange mein Vater und meine Mutter leben, gehöre ich zu ihnen. Und nichts wird mich bewegen können, sie zu verlassen.“

Sie hatte es sehr einfach gesagt, ohne jeden empha-

tischen Nachdruck. Aber die Miene Reschmanns, der neben ihr stand, hatte sich auffallend verfinstert. Auch er mußte ja nun erkennen, wie Eva und Walter zueinander standen — aber er sprach ihnen keinen Glückwunsch aus und machte keinen Versuch, irgendwelche freudige Anteilnahme vorzutäuschen. Starr, mit aufeinander gepressten Lippen sah er vor sich nieder — und um Marthas Lippen zuckte es, als sie ihm ins Gesicht sah . . . Nun wurden die Türen zugeschlagen. Eva hatte nur gerade noch Zeit, sich bis zum Fenster emporzuschwingen und einen raschen Kuß mit Walter zu tauschen. Reschmann mußte sie fast gewaltsam herabheben, damit sie nicht unter die Räder käme. Dann wälzte sich die eiserne Riesenschlange unter fröhlichem und schmerzlichem Lächerwehen aus der Bahnhofshalle.

Eva sah auf die beiden, die merkwürdig ernst und gedrückt mit ihr zurückgeblieben waren. Und in der Empfindung, daß sie da eigentlich überflüssig sei, faßte sie den schnellen Entschluß, sich ohne viele Worte zu entfernen.

„Entschuldige mich, liebe Martha! Ich muß rechtzeitig wieder im Hospiz sein. Auf ein baldiges frohes Wiedersehen!“

Damit war sie auch schon auf und davon. Langsam schritten die beiden anderen der Sperre zu.

„So habe ich es denn wieder einmal hören müssen, daß dir deine Eltern über alles gehen, daß du sie unter keinen Umständen verlassen wirst. Also vermutlich auch nicht um meinetwillen?“

„Solange die Verhältnisse sich nicht ändern . . . Warum sollen wir wieder von dem sprechen, was wir doch beide nicht wenden können!“

Er blieb stehen, und seine Erwiderung war voll tiefster Bitterkeit.

„Nein, wir können es nicht wenden, solange uns die Kraft und der Wille dazu fehlen. Ich muß wohl nachgerade die Hoffnung aufgeben, daß du sie jemals finden wirst.“

„Mache mir heute keine Vorwürfe, Ludwig! Ich bin so traurig über Walters Fortgehen, daß ich wirklich schon genug zu tragen habe.“

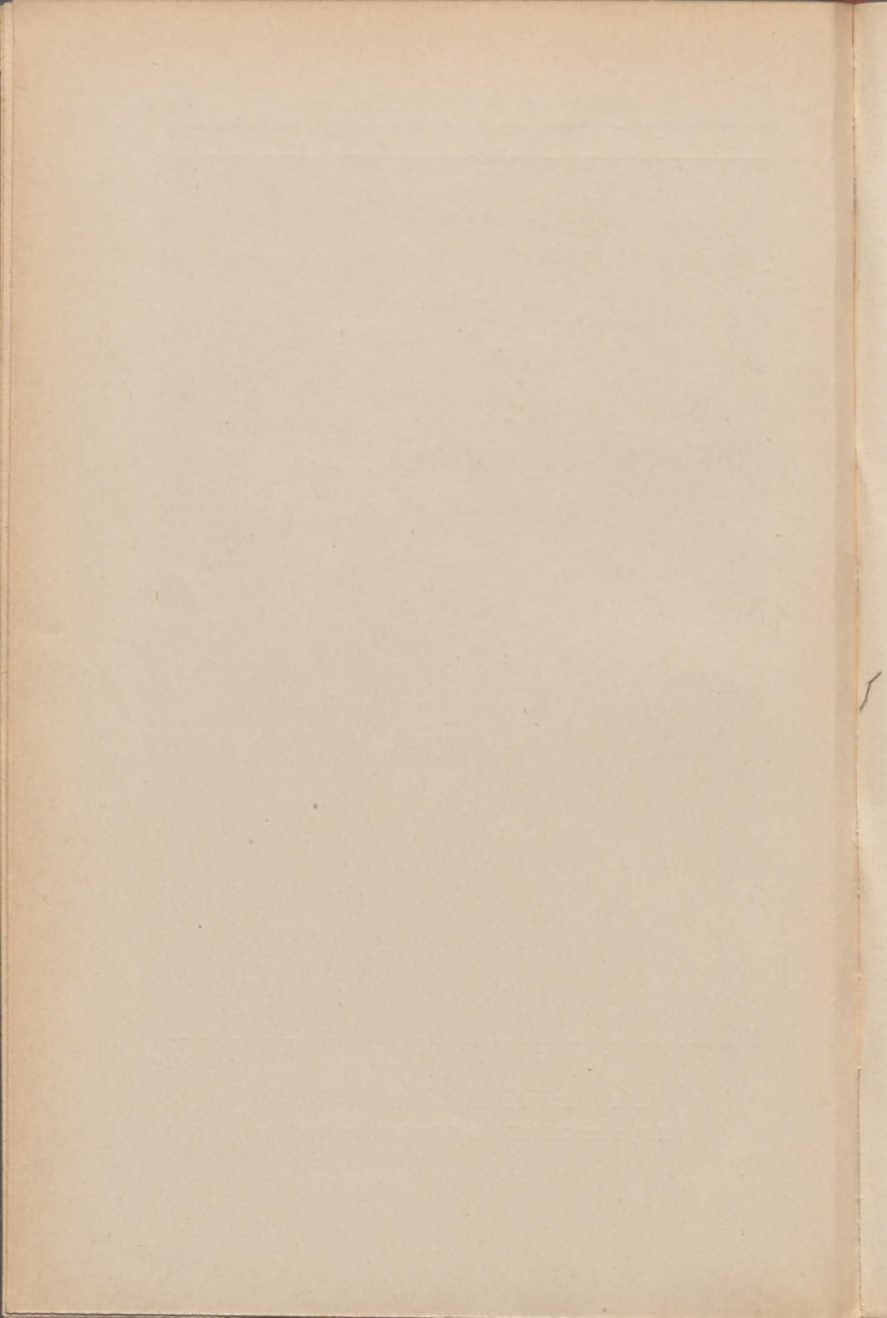
„Bergib, wenn ich dich unter solchen Umständen auch noch mit meinen Hoffnungen und Wünschen behelligen wollte. Behüt' dich Gott!“

Martha machte eine Bewegung, als ob sie ihn halten wollte, aber dann ließ sie müde und hoffnungslos die Hand wieder sinken. Das Wort, das ihn versöhnt hätte, sie konnte es ja doch nicht sprechen.

Nun waren die ersten vier Wochen von Evas Berliner Aufenthalt vorüber, und noch immer konnte sie sich kaum genug tun in Äußerungen des Staunens und des Entzückens über all die Wunder, die sich ihr offenbarten. War es einmal die Stadt selbst mit ihren Straßen und Bauten, ihrem riesenhaften, rastlos flutenden Straßenverkehr, ihren Untergrundbahnen und ihren abendlichen Beleuchtungseffekten, die ihr immer neue Bewunderung abnöthigte, so wirkte vor allem die erfreuliche Gestaltung ihrer persönlichen Verhältnisse auf sie wie ein belebender und berauschender Trank, den sie in vollen Zügen schlürfte. Walter hatte sie in einer kleinen Pension des Westens untergebracht, deren Zuschnitt ihr ebenso behagte wie die Gesellschaft, die sie dort vorfand. Und ihre Tätigkeit in dem elegant eingerichteten Büro des Herrn Hildebrandt bereitete ihr das größte Vergnügen. Sie arbeitete zusammen mit Walter in einem schönen, lichten, mit Klubsesseln und allen erdenklichen Bequemlichkeiten



Die Filmkünstlerin Marcella Albani
Nach einer künstlerischen Aufnahme der Parusamet



ausgestatteten Raume und erledigte ihre Obliegenheiten mit spielender Leichtigkeit. Der Feuereifer, mit dem sich der junge Doktor Jäger in seine Arbeit gestürzt hatte, riß auch sie mit sich fort. Die Briefe und Propagandaschriften, mit deren Abfassung er beschäftigt war, erregten ihr größtes Interesse. Wenn er ihr diktierte, lauschte sie mit gespannter Aufmerksamkeit, und die klugen Bemerkungen, die sie hier und da einwarf, boten ihm zumeist einen Ansporn und eine Anregung, für die er ihr mit zärtlichen Worten oder, wenn sie sich unbeobachtet wußten, mit einer Liebkosung dankte. Auch Emil Hildebrandt, der mit ihrem Engagement sehr einverstanden gewesen war, behandelte sie mit ritterlichster Artigkeit. Er hatte ihr Verhältnis zu Walter sofort durchschaut, und er schien darin nur etwas beinahe Selbstverständliches zu sehen. Er benahm sich gegen Eva nicht wie gegen eine bezahlte Angestellte, sondern wie gegen eine freiwillige Mitarbeiterin. Über ihre Leistungen sagte er ihr die liebenswürdigsten Dinge, und er brachte ihr, sooft er sich in Berlin aufhielt, täglich ein paar Blumen mit in das Büro. Allerdings war er zumeist abwesend. Die Konferenzen und persönlichen Besprechungen, zu denen er durch das Projekt genötigt war, nahmen kein Ende, und die gute Laune, in der er jedesmal von seinen Reisen zurückkehrte, ließ darauf schließen, daß er mit ihren Ergebnissen immer zufrieden war.

„Es geht voran,“ sagte er dann wohl zu Walter. „Das Interesse für unsere Siedlungs-idee macht sich in den weitesten Kreisen bemerkbar. Die großen Tageszeitungen, die sich anfangs etwas zurückhaltend zeigten, haben Ihre letzten Artikel anstandslos aufgenommen. Und es handelt sich nur darum, daß wir jetzt nicht aufhören, nachzuschüren.“

Er mischte sich nicht viel in Walters Tätigkeit, nur daß er hier und da, wenn ihm seine Ausführungen zu sachlich und vorsichtig schienen, etwas mehr an Versprechungen und an rosiger Ausmalung der Zukunftsaussichten verlangte.

„Die Leute sind heute an die riesigsten Reklamen der Terraingesellschaften und ähnlicher Unternehmungen gewöhnt. Da dürfen wir in unserer eminent gemeinnützigen Sache schon auch den Mund etwas voll nehmen.“

Und Walter fügte sich willig. Er glaubte ja selbst felsenfest an seine Sache und war von ihr im eigentlichsten Sinne des Wortes begeistert. Da fiel es ihm nicht schwer, sich in den etwas überschwenglichen Stil hineinzu finden, der Hildebrandis Wünschen entsprach. Und die Wirkung blieb nicht aus. Die Post brachte täglich ganze Stöße mit Anfragen von Leuten, die Lust hatten, sich in dem neu zu erschließenden Moorgerände anzusiedeln, und er war bald überzeugt, daß die Zahl der Bewerber auch ihre kühnsten Erwartungen weit übersteigen würde. Kein Wunder also, daß seine Stimmung immer zuversichtlicher und hoffnungsfreudiger wurde, und daß Eva mit immer größerer Bewunderung zu ihm auffah.

Hatte er doch auch sonst gehalten, was er ihr in München versprochen. Sie war nach Berlin gegangen in der Hoffnung, das weltstädtische Leben an seiner Seite zu genießen. Und er gab ihr dazu wahrlich Gelegenheit genug. Hatten sie während der Tagesstunden angestrengt gearbeitet, so gehörten ihre Abende ganz und gar dem Vergnügen. Und sie waren darin beide unerfättlich. Es machte ihn glücklich, die unschuldige Freude zu sehen, mit der Eva sich allen Zerstreuungen hingab. Er war stolz auf sie, wenn ihre Wangen im Tanze glühten und wenn

ihm die bewundernden Blicke der anderen sagten, wie reizend sie war. Er hätte sie so gerne mit allen Annehmlichkeiten des Daseins überschüttet, hätte ihr so gerne jeden Tag zu einem Fest gemacht. Und er dachte darum nicht daran, ihr irgend etwas zu versagen. Es war ihm nur erwünscht, daß sie keinen Überdruß und keine Ermüdung kannte. Und wenn sie nach einer lustig durchschwärmten Nacht des Morgens wieder frisch und rosig am Schreibtisch saß, zu neuem Tagewerk gerüstet, fühlte er sich jedesmal unwiderstehlich gedrängt, sie in seine Arme zu nehmen, sie in unbändiger Jugendlust im Zimmer umherzuschwenken und ihr immer wieder in das kleine blütenzarte Ohr zu flüstern, wie unaussprechlich glücklich sie ihn gemacht habe.

Einmal geschah es, daß er ihr plötzlich sagte: „Weißt du, Schatz — wenn uns die Arbeit einmal losläßt, dann packen wir unsere Sachen und fahren gemeinsam an das Grab deiner Mutter. Ich sehne mich danach, ein paar Blumen der Dankbarkeit auf ihren Hügel zu legen.“

Sie sah ihm mit einem großen, feucht schimmernden Blick in die Augen und schlang dann beide Arme um seinen Hals. Es wurde nichts weiter zwischen ihnen gesprochen, aber der Kuß, den sie ihm in diesem Augenblick gab, war voll so inniger Dankbarkeit, voll so überströmender Zärtlichkeit, daß er ihn noch lange wie etwas sehr Köstliches auf den Lippen fühlte. —

Der nächste Morgen brachte ihm einen Brief aus München, auf dessen Umschlag er sofort die peinlich regelmäßigen, etwas kleinlichen Schriftzüge seines Vaters erkannte. Er war erstaunt, denn es war das erste Lebenszeichen, das der Professor an ihn gelangen ließ. Aber er fühlte sich wie von einem Faustschlag getroffen, als er das Schreiben las. Denn es lautete:

„Als Du den Bruch zwischen uns herbeiführtest, fürchtete ich nicht, daß ich genötigt sein könnte, mich meinerseits noch einmal an Dich zu wenden. Die Scham über Dein Beginnen ist es, die mich dazu zwingt. Ich höre, daß Du in Berlin mit der jungen Elsässerin lebst, deren undankbares Verschwinden aus meinem Hause mir jetzt allerdings vollkommen erklärlich ist. Es entspricht das durchaus der Ehrlosigkeit, die Du begingst, als Du mir diese Geliebte unter der lügenhaften Vorspiegelung ihrer Schutzbedürftigkeit zuführtest, ohne Rücksicht auf Deine Mutter und Deine Schwester, die Du damit beschmuztest. Da es mir nicht gleichgültig sein kann, in welchen Ruf mein bis jetzt noch anständiger Name durch Dein Verhalten gebracht wird, verlange ich kraft meiner väterlichen Autorität von Dir, daß Du den skandalösen Beziehungen zu diesem Fräulein Holtfeuer sofort ein Ende machst. Ich erwarte mit Bestimmtheit eine baldige Nachricht, daß es geschehen ist. Dein Vater.“

Walter schlug mit der Faust auf den Tisch und rannte wie ein Verrückter im Zimmer umher. Ein rasender Zorn hatte sich seiner bemächtigt. Er war kaum eines klaren Gedankens und noch weniger eines Entschlusses fähig. Er empfand die Beschimpfung, die Eva zugefügt worden war, als eine tödliche Beleidigung, für die es nie ein Vergessen und Verzeihen geben konnte. Und es mußte etwas geschehen — auf der Stelle mußte etwas geschehen, um den Makel zu tilgen, mit dem sie behaftet worden war. Er dachte daran, den Brief zu beantworten, in Worten flammender Empörung den ungeheuerlichen Vorwurf zurückzuweisen. Dann aber erschien ihm das viel zu schwach und zu kläglich. Er mußte mehr zu ihrer Rechtfertigung tun, mußte sich anders zu ihr bekennen als mit Worten und Redensarten. Wie ein zerschmet-

ternder Schlag mußte seine Erwiderung auf dies ungeheuerliche Schreiben wirken. Jetzt war es an der Zeit, seinem Vater durch die Tat zu zeigen, daß er ein Mann war, der für sich selbst und für die einzustehen wußte, die er liebte.

Noch in größter Erregung begab er sich in das Büro. Erst als er die Treppe erstieg, die in sein Arbeitszimmer führte, fand er bei dem Gedanken, daß er im nächsten Augenblick vor Eva stehen würde, seine Selbstbeherrschung wieder. Und als er sie dann vor sich sah, in all ihrer unschuldigen Ahnungslosigkeit und Daseinsfreude, da war mit einem Male auch seine Unentschlossenheit vorbei. Er küßte sie und fragte sie in heiterem Ton, wie ihr der gestrige Ausflug bekommen sei und was sie in dieser Nacht geträumt habe.

„Geträumt? Gar nichts. Ich habe geschlafen wie ein Murmeltier.“

„Ich aber hatte einen sehr schönen Traum. Mir träumte, wir wären verheiratet. Kannst du dir denken, wie herrlich das war?“

Ein feines Rot hatte sich über ihre Wangen gebreitet.

„Das weiß ich nicht. Solche Traumgesichte habe ich eben noch nicht gehabt.“

„Im Wachen aber hast du hoffentlich schon manchmal daran gedacht.“

„Das ist doch ganz natürlich, wenn man verlobt ist. Weshalb fragst du mich danach?“

„Aus einem sehr einfachen Grunde. Mir ist nämlich heute die Idee gekommen, daß wir recht gut schon jetzt heiraten könnten.“

„Das ist doch nur ein Spaß.“

„Ganz und gar nicht. Wenn wir uns im Anfang ein bißchen nach der Decke strecken, geht es ganz gut.“

Sie legte den Kopf auf die Seite und sah ihn von unten herauf an.

„Du — es ist noch so früh am Morgen — hast du vielleicht schon ein Glas Wein getrunken?“

„Ich bin nüchtern wie ein neugeborenes Kind. Und ich glaube, daß ich in meinem ganzen Leben nicht vernünftiger gewesen bin als heute. Das Leben, das wir jetzt führen, ist ja gewiß sehr schön, aber es würde doch noch tausendmal schöner sein, wenn wir Mann und Frau wären.“

„Meinst du? Na ja, darin magst du wohl recht haben. Aber so schnell! — Weißt du, mir wird ein bißchen schwindelig bei dem Gedanken.“

„Du hättest also Bedenken?“

„Schwindelig vor Glück — meine ich. Mit so ernstern Dingen soll man eigentlich keinen Scherz treiben.“

„Wer sagt denn auch, daß ich scherze? Wenn du Ja sagst, bist du in vier Wochen Frau Doktor Jäger.“

Nun sprang sie auf, faßte ihn an beiden Schultern und schüttelte ihn heftig.

„Das mußt du noch einmal sagen, damit ich daran glauben kann. Herrgott, wie das klingt! Frau Doktor Jäger!“

„Jawohl! Frau Doktor Eva Jäger, geborene Holtzfeuer. Es macht sich wirklich nicht übel.“

„Himmlich macht es sich. Über alle Maßen schön. Und wenn es auf mich ankommt, ich bin dabei.“

„So bestelle ich noch heute das Aufgebot. Schon, damit dir's nicht wieder leid wird.“

„Das könnte dir so passen, nicht wahr? Nein, mein lieber Walter! Jetzt halte ich dich beim Wort. Die geborene Holtzfeuer ist gar zu verlockend.“

Und dann umarmte und küßte sie ihn wie ein fürstlich

beschenktes Kind. Jeder Muskel ihres jungen Körpers bebte in Glückseligkeit. Sie zauste ihn an den Haaren und lachte ihr silbernes Lachen, das ihn jedesmal mit einer Flut von Wonne durchströmte.

„Frau Eva Jäger,“ wiederholte sie ein Mal über das andere. „Und wir werden dann immer beisammen sein — immer —“

„Natürlich — zu allen Stunden. Weshalb wären wir denn auch verheiratet?“

„Du! Ich habe dich immer für einen guten Menschen gehalten; jetzt aber weiß ich, daß du der liebste und beste von allen bist. Jetzt gibt es für mich keinen auf der Welt mehr außer dir.“

Aus ihrer Arbeit wurde an diesem Vormittag nicht mehr viel. Walter Jäger aber fühlte mit tiefster Befriedigung, daß er in dieser Stunde seinem Vater die einzige Antwort auf seinen Brief erteilt hatte, die er ihm geben durfte.

Drei Wochen später gab es eine gewaltige Aufregung im Hause des Professors. Mit der Frühpost war eine Einladung Walters zu seiner Hochzeit mit Eva Holtzfeuer gekommen, und der Hausherr hatte sich nicht bemüht zu verbergen, daß er darüber außer sich war. Daß sein Sohn ihm eine solche Beleidigung zuzufügen wagte, hätte er bei all seinem Groll gegen ihn doch nicht für möglich gehalten, und er ging umher, als hätte dieser Schlag ihn bis ins innerste Herz getroffen. Die Professorin, die eine heftige Zurückweisung erfahren hatte, als sie ihn zu beruhigen versuchte, zerfloß in Tränen, und Martha, für die zugleich mit jener Einladung ein Brief ihres Bruders eingetroffen war, schlich mit gedrückter Miene in tiefer Betrübniß durch die Zimmer.

Um elf Uhr kam wie gewöhnlich Doktor Jänicke, aber er fand den Professor diesmal nicht bereit zu der gemeinsamen Arbeit.

„Ich bin nicht aufgelegt. Ein freudiges Familienereignis liegt mir in den Gliedern. Da — lesen Sie selbst.“

Und er schob dem Doktor die Einladung zu, die auf seinem Schreibtisch lag. Jänicke setzte eine Miene des Bedauerns auf und legte die Karte schweigend nieder.

„Nun, warum sagen Sie nichts dazu? Warum gratulieren Sie mir nicht? Ich muß doch hoch erfreut sein über den Entschluß meines Herrn Sohnes.“

„Wohl nicht gerade erfreut, Herr Professor! Aber etwas Derartiges ließ sich doch voraussagen.“

„Nach dem, was Sie vor einigen Wochen aus Berlin erfahren hatten, dürfte ich mich ja eigentlich nicht darüber wundern. Aber es ist doch ein starkes Stück. Es ist geradezu unerhört. Und was kann ich dagegen tun?“

„Ich denke — nichts. Nach einiger Zeit wird Herr Doktor Säger schon zur Besinnung kommen.“

„Einige Zeit nach der Hochzeit — meinen Sie? Nein, mein Verehrtester! So etwas wie Scheidungen gibt es in meiner Familie nicht. Eine Schmach wird dadurch nicht ausgelöscht, daß man eine zweite Schande auf die erste häuft. Wenn er die Torheit begeht, dies Mädchen zu heiraten, so soll er sich sein Leben lang mit ihr abfinden. Daß das Tischtuch zwischen ihm und mir für immer zerschnitten ist, mag seine Strafe sein.“

Doktor Jänicke hielt es für geraten, sich bald wieder zu entfernen. Säger gab ihm das Geleit bis zur Wohnungstür. Als er ihm die Hand zum Abschied reichte, hörte er jemand die Treppe heraufkommen. Er blieb wartend stehen, und das höchste Erstaunen malte sich auf seinem Gesicht, als er Ludwig Reschmann erkannte.

„Sie?“ fragte er. „Wollen Sie zu mir?“

„Ich kam eigentlich in der Absicht, Fräulein Martha zu sprechen. Aber wenn Sie mir eine Viertelstunde Gehör schenken wollen, Herr Professor, kann ich mein Anliegen ebensowohl auch Ihnen vorbringen.“

„Bitte — treten Sie ein.“

Die Einladung klang nicht sehr ermutigend, doch Reschmann leistete ihr mit ruhiger Miene Folge. Nur den Stuhl, auf den der Professor in seinem Arbeitszimmer gedeutet hatte, benutzte er nicht.

„Der Wunsch, den ich aussprechen möchte, wird Sie kaum sehr befremden. Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter.“

„Nichts als das? Es ist allerdings die natürlichste Sache von der Welt. Daß ich Martha jeden Verkehr mit Ihnen ausdrücklich verboten hatte, spielt dabei ja weiter keine Rolle. Sie kommen einfach und bitten um ihre Hand. Nun denn, lassen Sie uns ein paar Worte darüber reden. Zunächst: Woraufhin wollen Sie eigentlich heiraten? Sie sind doch meines Wissens so gut wie nichts.“

„Ich werde binnen kurzem der Leiter einer Fabrik von Torfbriketten in Ostpreußen sein.“

„Ich kann nicht beurteilen, ob das viel oder wenig ist. Wahrscheinlich handelt es sich um dasselbe Unternehmen, an dem auch mein Sohn beteiligt ist?“

„Um die von ihm gegründete Siedlungsgesellschaft — jawohl.“

„Wenn ich recht unterrichtet bin, soll die glänzende Zukunft der Ansiedler damit beginnen, daß sie gezwungen sind, Torf zu graben, der dann im Interesse einiger Spekulanten verarbeitet werden soll.“

„Nicht im Interesse von Spekulanten. Sondern um

die Kapitalien zu beschaffen, die für die Durchführung der Siedlungsidee erforderlich sind. Die Leute werden nicht nur für ihre Arbeit bezahlt, sondern sie sind auch an dem Erträgnis der Fabrik beteiligt."

"Und wie kommt es, daß man gerade Sie zum Leiter dieser Fabrik ausersehen hat?"

"Weil ich eine Erfindung gemacht habe, die man auszunutzen gedenkt. Das wichtigste für die Briкетttherstellung ist die künstliche Trocknung des aus den Mooren gewonnenen Torfes. Sie geschieht in der Hauptsache durch die Beimengung fremder, sehr saugfähiger Stoffe. Einen solchen Stoff habe ich gefunden und die für seine Verwendung nötige Maschine konstruiert."

"Sehr schön. Sie können mir das ruhig erzählen, weil ich nichts davon verstehe. Aber angenommen, daß Ihr wunderbarer Stoff und Ihre noch wunderbarere Maschine sich in der Praxis nicht bewähren? Werden dann nicht zunächst Sie selbst auf dem trockenen sein?"

Der beißende Sarkasmus seiner Rede machte auf Reichmann ersichtlich nicht den mindesten Eindruck.

"Die Möglichkeit, daß sich die gehegten Erwartungen nicht ganz erfüllen, ist — wie bei allen neuen Erfindungen — selbstverständlich nicht ausgeschlossen. Es können Ereignisse eintreten oder Umstände vorhanden sein, die alle Berechnungen über den Haufen werfen. Aber damit wir uns nicht von vornherein mißverstehen, Herr Professor: ich mußte Ihre Frage nach meiner Lebensstellung beantworten, doch es ist nicht diese und nicht meine Erfindung, auf die ich meine Bewerbung um Martha stütze."

"Worauf denn sonst, wenn ich fragen darf?"

"Ich stütze sie zunächst auf die aufrichtige Zuneigung, die uns verbindet, und dann —"

„Halt. Bleiben wir bei der Zuneigung stehen. Woher nehmen Sie die Gewißheit, daß sie bei meiner Tochter vorhanden ist?“

„Aus ihrer eigenen Erklärung. Martha hat mir gesagt, daß sie mich liebt.“

„Sie hatten also Gelegenheit, mit ihr davon zu sprechen?“

„Ja.“

„Das heißt, Sie sind heimlich mit ihr zusammengetroffen, trotz meines Verbotes?“

„Trotz Ihres Verbots, Herr Professor! Wir haben es eben als eine Härte und eine Ungerechtigkeit empfunden.“

„Hart und ungerecht? Ich spreche nicht gerne von diesen alten Dingen, Herr Reschmann, aber es scheint mir doch notwendig, Sie an die Umstände zu erinnern, unter denen sich unsere Beziehungen lösten. Sie waren mir zu Dank verpflichtet — nicht wahr?“

„Zu tiefster Dankbarkeit. Ich habe das nie verkannt.“

„Was Sie aber nicht gehindert hat, mich plötzlich zu verlassen. Mitten in einer Arbeit, für die ich gewisse Hoffnungen auf Sie gesetzt hatte, und mit einer Erklärung, die etwas tief Verletzendes für mich haben mußte.“

„Das kann ich nicht anerkennen. Ich sah, daß ich mich auf einem falschen Wege befand. Und ich hielt es für eine Pflicht gegen mich selbst, den richtigen einzuschlagen, ehe es zu spät war. Ich hatte auf Ihr Verständnis dafür gehofft, und es hat mir bitter weh getan, daß ich es nicht gefunden.“

„Redensarten, mein Lieber! Aber es sei damit, wie es will, daß ich keine gute Meinung von Ihrer Zuverlässigkeit und Beständigkeit gewinnen konnte, werden Sie mir kaum verübeln. Und es setzt mich in Erstaunen, daß Sie

trotzdem den Mut haben, mir jetzt mit Ihrem Heiratsantrage zu kommen. Soll meine Tochter etwa eines Tages dieselben Erfahrungen mit Ihnen machen wie ich?"

„Beständigkeit zeigt sich meiner Meinung nach nicht darin, daß man hartnäckig an einem einmal gefaßten Lebensplan festhält. Beständigkeit beweist man nur in stetiger, zielbewußter Arbeit. Daß ich es daran niemals hätte fehlen lassen, kann ich mir nicht zum Vorwurf machen.“

„Wir werden uns darüber schwerlich einigen, Herr Reschmann. Und wir wollen zu Ende kommen. Ich bedaure, daß ich meine Einwilligung nicht geben kann. Ihre Persönlichkeit bietet mir nach keiner Richtung hin die nötigen Garantien für die Zukunft und für das Glück meines Kindes.“

„Ich soll das vermutlich als Ihr letztes Wort anzusehen haben. Aber Martha ist meines Wissens volljährig. Und Sie haben vielleicht kein Recht, so ohne weiteres über sie zu verfügen.“

Einen Augenblick schien es, als ob Jäger heftig aufzufahren wolle, aber er behielt sich dann doch in der Gewalt.

„Wenn ich Sie recht verstehe, wünschen Sie von ihr selbst zu hören, was sie auf Ihre Bewerbung zu antworten hat.“

„Darum möchte ich Sie allerdings bitten, Herr Professor!“

Der alte Mann stand auf. In seinem Gesicht zuckte es wie Wetterleuchten bei einem aufziehenden Gewitter. Es kostete ihn offenbar von Minute zu Minute größere Überwindung, sich zu beherrschen.

„Gedulden Sie sich einen Augenblick,“ sagte er. „Wenn sie da ist, werde ich sie rufen.“

Er ging hinaus und fand Martha am Fenster des

Nebenzimmers. Stumm und niedergeschlagen sah sie ihm entgegen.

„Du weißt vielleicht, daß Herr Ludwig Reschmann drinnen bei mir ist?“

„Ja, Papa! Ich habe seine Stimme gehört.“

„Und es ist dir natürlich auch bekannt, weshalb er gekommen ist? Er begehrt dich von mir zur Frau. Du hast ihn, wie er sagt, ermächtigt, bei mir um dich anzuhalten.“

Martha senkte die Augen und schwieg. Noch um einen Schritt trat ihr der Professor näher.

„Ich habe ihm gesagt, daß ich niemals meine Zustimmung geben werde. Die Gründe kennst du. Aber er beruft sich auf deine Volljährigkeit und will, wie es scheint, nur eine Entscheidung anerkennen, die aus deinem eigenen Mund gekommen ist. Ich will dir nicht verwehren, dich nach deinem Gefallen zu entschließen.“

„O Papa!“

„Du hast zu wählen zwischen mir und ihm. Es scheint ja, daß ich an einem Tage meine beiden Kinder verlieren soll. Mag es denn meinethwegen in einem hingehen. Deine Mutter und ich, wir werden uns in unseren alten Tagen zur Not auch allein zurechtfinden.“

„Du solltest nicht so sprechen, Papa! Ich will euch doch gar nicht verlassen.“

„Überlege dir's gut. Du hast diesem Reschmann erklärt, daß du ihn liebst, obwohl du wußtest, wie ich zu ihm stehe. Er glaubt also, ein Recht auf dich zu haben. Wenn das auch deine Meinung ist, so gehe in Gottes Namen hin und gib ihm dein Wort. Ich werde dich darum nicht verfluchen. Ich werde nur von heute an ein kinderloser Vater sein.“

Sie hob den Kopf und sah ihn voll an.

„Laß mich mit ihm reden, Papa!“

„Ich habe nichts dagegen. Er wartet darauf.“

Er selbst öffnete ihr die Thür zu seinem Arbeitszimmer und drückte sie hinter ihr ins Schloß. Dann entfernte er sich straffen Schrittes. Er hatte alles getan, was er vor seinem väterlichen Gewissen verantworten konnte.

Keschmann stand noch immer hinter seinem Stuhl, wie der Professor ihn verlassen hatte. Mit gespanntem, fragendem Blick sah er Martha entgegen. Sie näherte sich ihm, aber auf halbem Wege blieb sie stehen.

„Du hast nicht recht getan, Ludwig! Jetzt hast du alle unsere Hoffnungen zerstört.“

„Das sehe ich nicht ein. Einmal mußte ja doch die Entscheidung fallen.“

„Du bist vor meinen Vater hingetreten in einem Augenblick, wo er durch Walters Beschluß, Eva Holtfeuer zu heiraten, in tiefster Seele gekränkt und verwundet war. Warum konntest du nicht noch warten?“

„Weil ich des Wartens und der Ungewißheit von Herzen überdrüssig bin. Und weil die Umstände es nicht zuließen. Ich muß abreisen, weil der Architekt mich für die Errichtung der Fabrikgebäude auf Klein-Schwentischken braucht. Und ich weiß nicht, ob ich in naher Zukunft nach München zurückkehren kann. Es mag ein Jahr darüber vergehen, oder vielleicht auch zwei. Sollte ich dich so lange den feindlichen Einflüssen überlassen, die hier gegen unsere Verbindung auf dich einwirken? Den Einflüssen deines Vaters und dieses Jänicke, mit dem er dich verkuppeln möchte.“

„Sprich nicht so von meinem Vater. Du kennst ihn nicht, und du tust ihm bitteres Unrecht. Er liebt mich, und ich werde mich immer verpflichtet fühlen, ihm jeden Kummer zu ersparen.“

„Ist das die Antwort, die er mir in Aussicht gestellt hat? Er hat mich rundweg abgewiesen. Ist es deine Absicht, dich seinem Willen zu fügen?“

„Er hat dich abgewiesen, weil er dich ebenso verkennt wie du ihn. Und du hast nicht den rechten Weg eingeschlagen, ihn anderen Sinnes zu machen. Sieh, Ludwig, ich bin ja entschlossen, dir treu zu bleiben und auf dich zu warten. Aber nicht auf die Art, wie du es von mir erwartest, kann ich meinen Vater zwingen, uns seinen Segen zu geben. Du mußt ihm Gelegenheit geben, seine Meinung von dir zu ändern, mußt ihm deine Tüchtigkeit durch die That beweisen. Weil ich das feste Vertrauen zu dir habe, daß es dir gelingt, kann ich ruhig des Augenblicks harren, da es geschieht.“

„Verzeih, wenn ich diese engelshafte Geduld nicht aufbringen kann. Ich bin kein Jakob, der sieben Jahre um Rahel dient.“

„Wenn du dazu nicht imstande bist, dann bleibt mir eben nichts anderes, als dich freizugeben.“

Ruhig und gefaßt, wie sie bisher gesprochen, hatte sie auch das gesagt. Reschmann war dunkelrot im Gesicht geworden, und seine Hände, die die Stuhllehne umklammert hielten, bebten.

„Du willst also unser Verhältnis lösen?“

„Ich will dich frei machen von den Banden, die dich an mich fesseln. Du sollst durch keine Rücksicht auf mich in deinen Entschlüssen und Zukunftsplänen gehindert werden.“

„Und das nennst du Liebe? Jetzt sehe ich klar, daß du die Tochter deines Vaters bist — daß du mir niemals wirklich angehört hast.“

Sie stand regungslos und stumm.

Bergebens erwartete er die Antwort auf seinen letzten

Borwurf. Da packte ihn eine wilde Erregung. „Du hast mir nichts darauf zu erwidern? Gut denn, so sei es, wie du willst. Ich werde auch das noch zu tragen wissen.“

Er schritt zur Thür, vielleicht in der Hoffnung, daß Martha ihn zurückrufen würde. Aber sie verblieb in ihrer reglosen Starrheit, auch als er die Hand auf die Klinke legte. Da riß er den Flügel auf und warf ihn hinter sich zu. War gegangen, war fort . . .

Das junge Mädchen sah ihm nach. Ihre Augen waren weit geworden, ihre Brust hob und senkte sich stürmisch. Sie wandte sich zum Gehen, aber noch ehe sie die Hälfte des Zimmers durchmessen hatte, glitt sie auf den Fußboden nieder, barg ihr Gesicht in dem Polster des Stuhles, an dem Keschmann gestanden, und strömte ihren Schmerz in heißen, verzweifelten Tränen aus.

(Fortsetzung folgt)

Rösselsprung

			im	aus			
	nach=	geist	mei=	schwingt	feimt	dem	
schen=	nen	sich	tat	saat	nens	ent=	ent=
den=	zur	sche	eig=	nur	fer=	die	dun=
	men=	ten	schöp=	fri=	kel	nie	

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Die Gewinnung des Kautschuks

Von Heinrich Reppberg / Mit 8 Bildern

Kein anderes Pflanzenerzeugnis ist in der Neuzeit von unserer Technik so stark begehrt und vielseitig verarbeitet worden wie der Kautschuk. Die Entdeckung und noch mehr die künstliche Zubereitung und Verarbeitung dieses Pflanzenstoffes darf getrost neben der allerdings bedeutend älteren Verwendung der Pflanzenfaser zu gesponnenen und gewobenen Stoffen genannt werden. Der technischen und industriellen Verwendung des Kautschuks kamen die großen neuzeitlichen Fortschritte der Wissenschaft, vor allem der Chemie, zugute. Der Name Kautschuk wird abgeleitet von Caucho und bedeutet in den Sprachen der südamerikanischen Indianer des Amazonasstromgebietes soviel wie „fließendes Holz“. Die amerikanischen Naturvölker haben seit unbestimmbaren Zeiten den nur von gewissen Bäumen der Tropen nach Verletzung der Rinde ausgeschiedenen klebrigen Milchsaft zu verschiedenen Zwecken verwendet. Als nach der Entdeckung Amerikas Europäer die Gewinnung des Saftes durch die Indianer kennenlernten, hielten sie die aus dem Stamm fließende Masse für ein Harz und nannten sie gleich anderen ihnen bekannten Harzen irrtümlich Gummi und zur Unterscheidung von sonstigen Gummiharzen: Gummilastikum.

Die künstliche Weiterbehandlung des von der Natur gebotenen Rohstoffes durch die Indianer erreichte schon früh eine beachtenswerte Höhe, und die daraus hergestellten Erzeugnisse waren sehr gut. Die Eingeborenen verstanden,

hölzerne Schuhe und Flaschen, ja sogar Boote mit Kautschuk zu überziehen. Der bei uns noch da und dort zum Spiel dienende massive Gummiball — eigentlich ein Ball aus Kautschuk — ist ein altes Erzeugnis der Indianer.

Der wertvolle Pflanzensaft wird zwar nicht nur in der Neuen Welt, sondern auch in Südostasien, auf den Südsee-Inseln und in Westafrika gewonnen, und zwar aus dem bei uns als Zimmerpflanze bekannten Gummibaum (*Ficus elastica*) und aus Bäumen verschiedener anderer Gattungen; aber die am meisten Milch liefernde Familie ist die der Wolfsmilchgewächse oder Euphorbiaceen. Auch die bei uns heimischen, krautigen Vertreter dieser Familie sind bekanntlich außerordentlich milchreich. Die eine besondere Gattung bildende, bis jetzt neunzehn bekannte Arten umfassende Abteilung der Wildkautschukbäume trägt den Namen *Hevea*; die Art, aus der durch Züchtung der Plantagen-Kautschukbaum hervorging, trägt den botanischen Namen *Hevea brasiliensis*. Brasilianische Großunternehmer sind es, die im Amazonasgebiet durch geschulte Arbeiter, die Seringueiros, die Wildkautschukbäume ausbeuten, die sich über die riesigen, tiefgelegenen Urwälder im Gebiete des Amazonas, des Orinoko und einiger Flüsse Guayanas ausgebreitet haben. In diesen Strichen haben sich die Bäume an die alljährlich mehrere Monate dauernde Überschwemmung der Wälder vorzüglich angepaßt. Diese Bäume gedeihen vorzüglich auf feuchtem Grund, aber sie wachsen nicht weniger üppig ebenso auf den Ostabhängen der Cordilleren bis zur Höhe von achthundert Meter. In Kulturen kommen sie auch in einem weniger treibhausartigen Klima fort. Die Gewinnung des Kautschuks ist am meisten dadurch erschwert, daß diese Bäume keine zusammenhängenden Bestände bilden. Selten findet man



Eine Kultur von Gummibäumen.

F. D. Koch.

zwei bis drei Bäume dicht beieinander; meist stehen sie in Abständen von fünfzig bis hundert Meter. Will man die Milch der Bäume, die im Urwald wachsen, gewinnen, so verursacht das im unwegsamem, oft undurchdringlichen Tropenwald nicht geringe Arbeit und Zeitverlust. Das für die Güte des Kautschuks entscheidende sorgfältige Arbeiten auf dem mit Malaria, Fieber und anderen Krankheiten drohenden morastigen Boden ist ebenso beschwerlich wie gefährlich.

Die nicht geringen Schwierigkeiten der Arbeit im Urwald, da die ausbeutbaren Wildkautschukbäume seltener werden, und der steigende Bedarf an Kautschuk brachte die Engländer darauf, den Heveabaum in Indien zu züchten. Nach Überwindung großer Schwierigkeiten gelang es im Jahre 1876, so viel keimfähigen Samen zu erwerben, daß im Botanischen Garten zu Kew bei London zweitausend gesunde Setzlinge zur Verfügung standen, die dann theils auf der Insel Zeylon, theils bei Singapur auf der Malaiischen Halbinsel Hinterindiens angepflanzt wurden. Der Erfolg blieb nicht aus, und von diesen Gebieten verbreitete sich der Anbau schnell nach allen Richtungen, insbesondere auf Sumatra, Vorneo, Java, Australien, auf die Westküste Afrikas, ja sogar auf Südamerika, die Urheimat des Baumes.

Zum Unterschied vom Wildkautschuk wird der mehr als die Hälfte des Weltbedarfs liefernde Plantagenkautschuk nach der am Amazonasdelta gelegenen Hafenstadt Parakautschuk genannt. Wenn man ihn auswachsen läßt, erreicht der Baum eine Höhe bis zu fünfzig Meter bei einem Durchmesser von über ein Meter. Die Rinde ist weißlich-gelbgrün und verhältnismäßig dünn. Der Baum wächst jährlich um etwa zwei bis drei Meter und erreicht nach drei bis vier Jahren einen Durchmesser von zehn bis



Malaiischer Arbeiter beim Anzapfen eines Kautschukbaumes.
Am Fuße des Baumes steht ein kleiner Becher, in dem die
Milch aufgefangen wird.

F. D. Koch.

zwölf Zentimeter. Die aus drei lanzettförmigen Teilen gebildeten Blätter werden vom vierten Jahr an jeweils am Ende der Regenzeit abgeworfen, weshalb der Baum in dieser kritischen Zeit, die allerdings nur wenige Tage und höchstens drei Wochen dauert, keinen Schutz für die in seinem Schatten gepflanzten Sträucher gewährt. Die gemischt in Rispen sitzenden männlichen und weiblichen Blüten bilden ähnlich große Kapseln wie unsere Buche; die drei Samenfächer springen mit je zwei Klappen auf und verstreuen erst bei völliger Reife ihren Samen weit hin, der also nicht leicht zu ernten ist.

Beim Anlegen einer neuen Pflanzung muß zuerst der Boden sorgfältig von allem anstehenden Holz- und Buschwerk durch Schlag und Brand befreit werden. Herrscht in dem Gelände Windgefahr, so läßt man in gewissen Abständen Urwaldschußstreifen stehen oder pflanzt solche Windfänge meist aus ebenfalls Kautschuk liefernden Gummibäumen an; ein Zaun aus Stacheldraht sowie eine Dornbuschhecke schützen die Pflanzung gegen Wildschaden. Je nach der Art des Bodens muß vorher entwässert, umgegraben und gedüngt werden. Die Pflanzlöcher werden fünfundvierzig Zentimeter tief und dreißig Zentimeter breit im Abstand von vier bis sieben Meter oder in noch weiteren Räumen angelegt, damit nicht später wertvolle, aber das Gesamtwachstum störende junge Bäume entfernt werden müssen. Stümpfe dürfen nicht stehen bleiben, weil sich darauf schädliche Pilze und Termiten ansiedeln würden. Um die empfindlichen Wurzeln der jungen Pflänzlinge zu schonen, läßt man sie in Bambusröhren oder geflochtenen Körbchen vier bis sechs Monate heranwachsen und pflanzt sie dann, nach oberflächlicher Zertrennung der Korbwände, unter Zugabe guten Düngers ein.



Indische Frauen bei der Gewinnung der Kautschukmilch.
(F. D. Koch)

Da der Kautschukbaum als Waldgewächs allein nicht gedeiht, pflanzt man gleichzeitig Schattenbäume, welche die jungen Heveas vor Wind und Wetter schützen sollen. Später müssen sie aber entfernt und anderseits Kakao- oder Kaffeesträucher angepflanzt werden, die dann im Schutz der Kautschukbäume heranwachsen. Damit der Boden nicht gleich zu stark austrocknet, und damit sich auf ihm nicht schwer ausrottbare Unkräuter, vor allem das gefürchtete Mlang-Mlang-Gras, ansiedeln, säen die Pflanzler solche Gründüngerpflanzen an, die, wie beispielsweise die Mimosen, durch ihre Wurzelknöllchen den Luftstickstoff binden und später beim Umgraben den Boden mit Nährstoffen bereichern.

Da bei der teuren Anzucht der Plantagenbäume viel darauf ankommt, möglichst bald zapffähige Stämme von fünfzig bis sechzig Zentimeter Umfang zu erhalten, so werden die Bäume, wenn sie drei bis vier Meter hoch sind, beschnitten, um sie zur frühzeitigen Ast- und Kronenbildung zu zwingen, worauf der Stamm mehr in die Breite wächst.

Im dritten bis vierten Lebensjahr hat der Kautschukbaum die erwünschte Dicke erreicht und kann nun zum erstenmal angezapft werden, was jedoch nur bis zur Höhe von sechzig Zentimeter über dem Boden geschieht. Im fünften Jahre geht man bis zu neunzig Zentimeter und im sechsten bis zu ein Meter und etwas darüber, im Höchsthall bis zu ein Meter und achtzig Zentimeter in die Höhe. Darüber hinaus wird selten gezapft, weil die Güte der weiter oben gewonnenen Milch mit der Höhe stark nachläßt. Das Zapfen muß äußerst sorgfältig vorgenommen werden. Voraussetzung dabei ist genaue Kenntniss der Beschaffenheit und Stärke der Rinde, die vor dem Anzapfen achtsam gereinigt werden



Das Anzapfen von Kautschukbäumen auf Java. F. D. Koch.

muß. Unmittelbar hinter der dünnen, abgestorbenen Borke befinden sich im grünen Bast die Milchkanäle. Unter dem Bast liegt die ihn und die Milchkanäle erzeugende und nährende Weichholzschiicht, das sogenannte Kambium. Da nun beim Zapfen außer der Borke auch die Basttschicht als schmaler Streifen herausgeschnitten werden muß, um die Milch richtig zum Fließen zu bringen, so darf der Arbeiter nicht zu flach, aber auch nicht zu tief schneiden, damit das für den Baum lebenswichtige Kambium nicht verletzt wird. Die Tiefe des Schnittes muß sich nicht nur nach Alter und Höhenlage des betreffenden Rindenstückes, sondern auch nach der ganzen Beschaffenheit jedes einzelnen Baumes richten. Über die Form der anzubringenden Schnitte hat man lange gestritten. Vielfach wurden sie früher in ununterbrochen rings um den Stamm hinaufgehenden Spiralen gemacht. Davon ist man jedoch jetzt abgekommen. Bei mikroskopischer Untersuchung der Milchzellen zeigte sich, daß einerseits die einzelnen Zellwände sehr dünn sind und mit steigendem Alter des Baumes immer leichter durchbrochen werden, so daß sich auch die Bastwasserzellen mit Milch anfüllen, daß andererseits aber die oberen und unteren Wände der Zelle größeren Widerstand gegen Zertrümmerung leisten als die Seitenwände. Daraus folgt für den Schnitt, daß er nicht möglichst viele Seitenwände in der Wagrechten, sondern die vertikalen Zellböden in der Senkrechten anschneiden muß. Bei anderen, von dieser Bauweise der Zellen abweichenden Kautschukbaumarten muß daher dementsprechend anders gezapft werden.

Für *Hevea brasiliensis* hat sich folgende Zapfart am besten bewährt. An jungen Bäumen, die noch feste und unnachgiebige Milchzellwände haben, bringt man die



Die Kautschukmilch wird durch ein Sieb gegossen. F. D. Koch.

Schnitte in der Form eines V oder Y an. Am unteren Ende einer jeden solchen Figur wird eine in einen Sammelbecher mündende Blechrinne angebracht. Diese viele Becher benötigende Art wird jedoch nur ein bis zwei Jahre fortgesetzt, dann geht man zum Grätenschnitt über. Hierbei wird ein langer, senkrecht von oben nach unten führender Sammelkanal mit nur einem Becher angelegt. In den Hauptkanal münden in Abständen von dreißig Zentimeter die Seitenkanäle im spitzen Winkel. Man kann die Kanäle auch von beiden Seiten oder nur von einer Seite aus münden lassen. Letzteres empfiehlt sich deshalb, weil man so die Lebenskraft des Baumes schon und dennoch in der Lage ist, ihn Tag für Tag, aber jeden Tag auf der entgegengesetzten Seite des Stammes, zu zapfen. Da beim wiederholten Anschneiden der gleichen Stelle der Milchfluß nicht unterbrochen werden darf, wird immer nur die untere Seite jedes einzelnen Querschnittes von neuem geöffnet. Ein neues Grätensystem wird in der Regel erst dann angebracht, wenn der zwischen den einzelnen Parallelschnitten liegende Rindenstreifen durch das Zapfen ganz vom Stamme gelöst ist. Erst wenn der Stamm durch wiederholt angelegte Grätensysteme die alte Rinde ganz verlor, erhält der Baum zur Erneuerung des natürlichen Schutzes eine längere Ruhepause. Wenn das Zapfen übertrieben wird, schädigt man die Lebenskraft des Baumes, denn es zeigte sich, daß die Milchkanäle in Trockenzeiten auch zur Leitung und Aufspeicherung des Wassers, das alle Wolfsmilchgewächse im reichsten Maße brauchen, dienen.

Die große Wasserfeuchtigkeit der Kautschukmilch zeigt sich beim Zusammenschrumpfen der Masse bei der weiteren Behandlung. Aus dem jährlichen Milchertrag von sieben Liter, die ein voll erwachsener Baum gibt, werden



Indier beim Reinigen der Decher, in denen die Kautschukmilch gesammelt wurde.

F. D. Koch.

nur zwei bis drei Kilo Trockenkautschuk gewonnen. Da die natürliche Zusammensetzung der einzelnen mikro-



Die gesammelte Kautschukmilch wird noch einmal gesiebt, bevor sie in die Transportgefäße gefüllt wird. F. D. Koch.

stöpisch kleinen Kautschukkügelchen zu langsam vor sich geht und dabei obendrein leicht Fäulnis droht, so bez



Die Kaufschufmitch wird von der Plantage in die Fabrik gefahren.

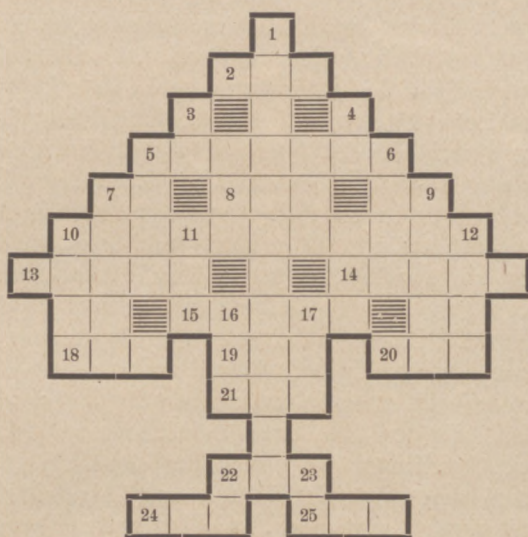
F. D. Koch.

schleunigt man das Verfahren in der Fabrik, wohin die gesammelte und gleich oberflächlich geseigte Milch so rasch wie möglich gebracht wird, durch Zusatz von Zitronensaft oder Fruchtesfig. Dann folgt das Räuchern. Die Art und Weise, wie dies geschieht, ist zwar durch Maschinen verbessert worden, beruht aber immer noch auf dem gleichen, schon von den Indianern befolgten Prinzip. Ein ruderähnliches Holzschreit, oder in der Fabrik eine Drehtrommel, taucht erst in die Milch und wird, nachdem es damit überzogen ist, in den qualmenden Rauch eines womöglich von Palmnüssen genährten Feuers gehalten. Durch die auf den Überzug wirkende Wärme und das im Rauch enthaltene Gemisch von Essigsäure, Azeton und Kreosol wird die dünne Schicht schnell zu gut klebendem Kautschuk erhärtet und zugleich desinfiziert. Mit dem abwechselnden Eintauchen und Räuchern wird nun je nach Bedarf fortgefahren. Je nach der Dicke und Form der aufeinander gehäuften Lagen erhält man Fell-, Krepp-, Wurm- oder Blockformen, die nun mehrmals gewaschen, getrocknet und mit dem Stempel der Pflanzung versehen in den Großhandel gebracht werden. Der Stapelplatz für Europa ist London.

Vor der technischen Verwendung wird der Kautschuk durch Zusatz von Schwefel vulkanisiert. Mit dem Steigen der Menge des zugesetzten Schwefels, der Temperatur sowie mit der Dauer des Vulkanisierens wird der Kautschuk zunächst immer elastischer und fester, im weiteren Verlauf noch bedeutend fester, aber weniger elastisch. Bei einem Schwefelzusatz von fünfzig Prozent und einer sechs bis zwölf Stunden dauernden Erhitzung auf hundertfünfundsechzig Grad entsteht eine schwarze, hornartige geruchlose Masse, der Hartgummi oder das sogenannte Ebonit. Die Verwendungsmöglichkeiten des

Kautschuks dehnen sich durch neue Erfindungen noch immer weiter aus. Dadurch und besonders durch den ungeheuren Aufschwung der Automobilindustrie dürfte der Weltbedarf, der im Jahre 1920 schon 368 000 Tonnen betrug, inzwischen noch bedeutend gestiegen sein.

Kreuzworträtsel



Bedeutung der Wörter. Waagrecht: 2. Gutschein, 5. Bezeichnung für Pflanzkunde, 8. rechter Nebenfluß der Donau, 10. Feldherr aus dem Dreißigjährigen Krieg, 13. Mängenmaß, 14. Nacheinanderfolge, 15. Bezeichnung für Fall, 18. Klangwirkung, 19. klösterlicher Titel, 20. Getränk, 21. Fluß in Irland, 22. türkischer Titel, 24. Feuchstoff, 25. geistiges Getränk.

Senkrecht: 1. deutscher Weinbauort, 3. Fluß in Oberitalien, 4. Nahrungsmittel, 5. Spielzug, 6. Futterpflanze, 7. Stadt in Ägypten, 9. Baumfrucht, 10. Windrichtung, 11. Fluß in Holland, 12. Märchenfigur, 16. Fischart, 17. weibliche Figur der Nibelungenjage, 22. Spielfartenblatt, 23. Flächenmaß.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

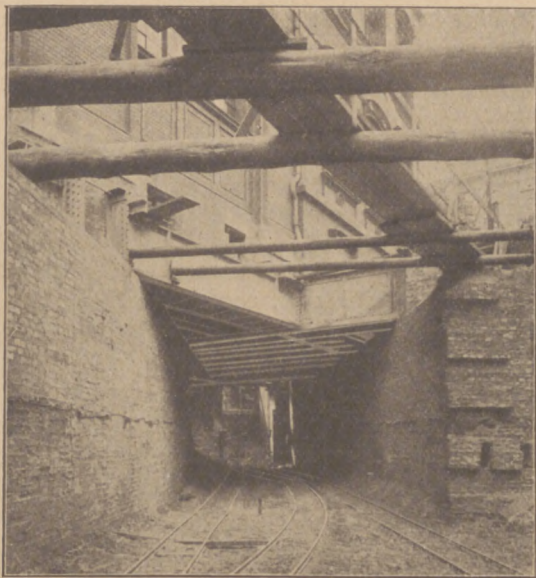
Die Schnellbahnen von Groß-Berlin

Von H. Dominik / Mit 4 Bildern

Die Geschichte der Berliner Schnellbahnen beginnt im Jahre 1881 mit dem Entwurf von Werner von Siemens für eine hauptsächlich im Zuge der Friedrichstraße in nord-südlicher Richtung verlaufende Hochbahn. In vieljährigen Verhandlungen wurde dies erste Projekt gedreht und gewendet, bis schließlich die hauptsächlich in ostwestlicher Richtung verlaufende Siemenssche Hoch- und Untergrundbahn dabei zustande kam. Für diese Linie wurden 1893 die Konzession und das Enteignungsrecht erteilt, 1895 wurde mit dem Bau begonnen, und 1902 wurde die erste Strecke von der Warschauer Brücke bis zum Zoologischen Garten in Betrieb genommen. Diese Bahn konnte also im Jahre 1927 ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum begehen.

In der Zwischenzeit hatte die Stadt Berlin sich aber ebenfalls für den Bau einer Schnellbahn in eigener Regie entschlossen und hierfür die zuerst von Werner von Siemens angegebene Nord-Südlinie durch die Friedrichstraße in Aussicht genommen. Dabei kamen ihr die großen Erfahrungen, welche durch die Anlage der Siemenslinie inzwischen beim Bau von Unterpflasterbahnen gewonnen worden waren, in vollem Maß zugute. Man hatte inzwischen gelernt, die Unterpflastertunnels durch Grundwasserabsenkung in einer völlig trockenen Baugrube herzustellen. Ferner war ein neues Spülverfahren ausgebildet worden, das geeignet war, die die Baugrube auf beiden Seiten abschließenden Spundwände in kürzester

Frift und ohne störenden Lärm in das Straßenplanum einzubringen. Schließlich hatte man neue Methoden entwickelt, bei deren Anwendung der Tunnelbau durchführbar wurde, ohne den Verkehr in der betreffenden Straße nennenswert zu behelligen. Unter diesen Umständen



Blick in die Tunnelbaugrube unter der Kunstschule.

konnte die Stadt den Beschluß fassen, die ganze Nord-südbahn als Unterpflasterbahn auszuführen, obwohl die Trasse durch die enge und außerordentlich verkehrsreiche Friedrichstraße führte. Nach jahrelangen Debatten und Verhandlungen kam es auch hier im Jahre 1911 endlich zur Gründung einer besonderen Gesellschaft, der

Berliner Nord-süd-bahn A.-G., und am 2. Dezember 1912 wurde der erste Spatenstich getan.

Die Tagespassanten der Friedrichstraße bemerkten dabei eigentlich nur, daß sich der Asphaltbelag des Straßendamms von Nacht zu Nacht immer um ein weiteres Stückchen in einen kräftigen Bohlenbelag verwandelt hatte, über den der Verkehr ungehindert dahinbrauste. Nur wer mehrere Nächte opferte, konnte beobachten, was hier geschah. Da wurde zunächst an einer Stelle ein schmaler Schlitze über die ganze Dammbreite in den Asphaltbelag geschlagen. Mit Hilfe sogenannter Spülrammen wurden drei starke Eisenträger senkrecht in das Erdreich getrieben, je einer an den Bordschwellen, der dritte in der Dammitte. Über diese drei tragkräftigen Pfeiler wurde ein schwerer wagrechter Träger gelegt. So ging es in Abständen von etwa zwei Meter die Straße entlang. In den folgenden Nächten wurde dann der ganze Asphalt- und Betonbelag entfernt und durch eine Bohlendekke ersetzt, und es entstand eine neue Fahrbahn, auf der auch die schwersten Autoomnibusse und Lastkraftwagen sicher verkehren konnten. Unter diese Dekke aber gruben sich nun von verschiedenen Stellen her die Bauarbeiter gleich Maulwürfen ein.

Zunächst wurde das Erdreich etwa drei Meter tief ausgeschachtet, während man gleichzeitig eine elektrische Beleuchtung installierte und Feldbahnen anlegte, um die Erdmassen aus der Baugrube bequem zu den Sandkähnen auf der Spree und dem Landwehrkanal fortzuschaffen zu können. Dann wurden Rohrbrunnen für die Grundwasserabsenkung geschlagen, und während über die Bohlenbahn der Verkehr der Weltstadt dahindröhnte, gingen hier in der Tiefe die Ausschachtungsarbeiten und der Bau der Betontunnels unaufhaltsam weiter.

Als die Bauarbeiten begannen, hoffte man die ganze etwa zwölf Kilometer lange Strecke in drei Jahren zu vollenden. Aber während des Weltkrieges ruhte die Arbeit fast ganz. Hände und Werkstoffe wurden immer knapper; mühsam schleppten sich die Arbeiten weiter, um 1918 doch völlig zum Stillstand zu kommen. Nach dem Ende des Krieges gab es zwar reichlich Arbeits-



Dritter Bauabschnitt des Spreetunnels.

kräfte, aber die Materialknappheit hielt an, und die wachsende Inflation verursachte neue ungeheure Schwierigkeiten. Trotz der ungünstigsten Verhältnisse wurde jedoch weitergebaut, und am 30. Januar 1923 konnte die erste Teilstrecke vom Stettiner Bahnhof zum Hallschen Tor eröffnet werden. In schneller Folge kamen dann immer weitere Strecken in Betrieb, und 1926 war die Linie in ihrer ganzen Länge von der Seestraße im Norden Berlins bis zur Bergstraße in Neukölln vollendet.

Das schwierigste Stück des ganzen Baues war zweifellos die Strecke durch die Friedrichstraße von der Weidendammer Brücke an der Spree bis zur Kanalbrücke am Halleschen Tor. Abgesehen von der Enge und Verkehrsdichte dieser Straße stieß man hier auf ausgedehnte Torfkolke von schier unergründlicher Tiefe. Diese üblen Bodengebilde haben bekanntlich die Museumsbauten auf



Hochbahnhof Danziger Straße: Bahnhofshalle.

der Berliner Spreeinsel so außerordentlich erschwert. Hier in der Friedrichstraße half man sich, indem man im Zuge des Tunnels Tausende von Betonpfählen in den Torf ramnte und dadurch einen zuverlässig tragenden Pfahlrost schuf. Schwierig gestaltete sich dann auch noch die Untertunnelung der Spree im Zuge der Weidendammer Brücke und diejenige des Landwehrkanals im Zuge der Velleallianzstraße.

Durch die Fertigstellung der Nord-Südbahn, die mit

ihren Endstrecken eigentlich eine Nordwest-südostbahn geworden ist, hat insbesondere das dicht bevölkerte Arbeiterviertel von Neukölln Anschluß an das Berliner Schnellbahnnetz erhalten. Durch die neue Tarifpolitik ist es jetzt den Bewohnern dieses Viertels möglich geworden, ihre fast immer weit entlegenen Arbeitsstätten auf schnellstem und billigstem Wege zu erreichen. Da ein



Bahnhof Alexanderplatz: Innenansicht.

Hochbahnfahrtschein zur weiteren Benutzung der Straßenbahn berechtigt, werden Zehntausende von Arbeitern und Angestellten, die beispielsweise von Neukölln her jeden Morgen nach den Vorfing-Werken in Tegel oder den Siemens-Werken in Siemensstadt fahren müssen, die Schnellbahn bis zur Seestraße beziehentlich bis zum Wilhelmplatz benutzen.

Diese Schilderung läßt erkennen, daß das Schnellbahnnetz auch in seiner jetzigen Gestalt schon wieder zu

klein ist. Eine Verlängerung über die eben genannten Endstationen hinaus nach Tegel beziehentlich Siemensstadt ist dringend erforderlich und bereits geplant. Ähnliches gilt aber auch für die anderen Linien.

Es schweben Projekte, diese ebenfalls bis zu wichtigen Stationen der Berliner Vorortsbahnen weiterzuführen. Eine derartige Verflechtung des Berliner Schnellbahnnetzes mit den Linien der Reichsbahn würde für beide Unternehmungen vorteilhaft sein, da neue Verkehrsmöglichkeiten bekanntlich immer wieder neuen Verkehr schaffen. Gefördert werden diese Pläne noch durch den Umstand, daß der Bau dieser Außenstrecken aus den bereits entwickelten Gründen verhältnismäßig billig sein wird. Während das schwierigste Stück des Berliner Schnellbahnnetzes vom Leipziger Platz bis zum Alexanderplatz pro Kilometer zehn Millionen Goldmark kostete, dürfte sich das Kilometer auf diesen Außenlinien im Durchschnitt nur auf eine Million Mark stellen. Die Rentabilität eines weiteren Ausbaues scheint damit gesichert, und die nächsten Jahre dürften für Berlin starke Erweiterungen des Schnellbahnnetzes bringen.

Erstwert

Die erste ist ein kleines Wort,
und dennoch sagst du's groß sofort.
Die zweite ist der dritten gleich,
findest sie im ganzen Menschenreich.
Das Ganze kann für sich allein
auf weiter Erde niemals sein.

Rätsel

Sie hat zwei Flügel und kann doch nicht fliegen; sie hat einen Rücken und kann sich doch nicht blicken; sie hat ein Bein und kann doch nicht stehen; aber manchmal läuft sie — was ist das?

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Präparierte Tiere für zoologische Sammlungen und Liebhaber

Von Markus Seibert / Mit 9 Bildern von Globophot

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, nach dem Tode eines unserer älteren Afrikaforscher, geriet die von ihm zusammengebrachte große Sammlung unter den Hammer. Waffen, Werkzeuge, Gerätschaften aller Art, Löpferien, Kleidungsstücke, Fetische und Götzenbilder erzielten hohe Preise und fanden Aufnahme in verschiedenen Völkermuseen. Anders ging es mit zahlreich vorhandenen ausgestopften Tieren, welche der Forscher aus Afrika mitgebracht hatte. Nur wenige davon fanden Liebhaber, die meisten wurden kurz entschlossen weggeworfen, gerieten auf absonderlichen Umwegen in die Hände von Kindern, die sie als Spielzeug begehrten und lange Zeit herumzogen. Ich erinnere mich noch des Spottes, den ein Löwe daheim erregte, den ich als Knabe so glücklich war, mit einigen Kameraden fortschleppen zu dürfen. Mein Vater empfing den von mir begeistert vorgestellten „König der Wüste“ mit den Worten: „Das ist ja unser Klavierlehrer Schmälzlein.“ Alle lachten. Aber ich fühlte mich schwer gekränkt; Kinder haben keinen Sinn für derartigen Humor. Ich konnte nicht begreifen, daß der schöne Löwe dem guten löwenhäuptigen Klavierlehrer ähneln sollte. Noch mehr kränkte es mich, als meine Mutter sagte: „Ich finde, der Löwe gleicht noch mehr unserm Hofhund Hassan.“ Unser Hassan war ein langhaariger Neufundländer. Beleidigt zog ich mich zurück,

war aber doch froh, daß man mir erlaubte, den „Klavierlehrer“, der die allgemeine Heiterkeit der Familie erregt



Echte Gebisse von Eisbären werden zum Einsetzen in den offenen Rachen hergerichtet.

hatte, in meiner Stube aufzustellen. Es blieb bei dem Spitznamen „Schmälzlein“, und ich mußte mich daran

gewöhnen, ihn noch oftmals zu hören, bis eines Tages großer Gerichtstag gehalten wurde. Der ausgestopfte Löwe wimmelte so von Motten, daß er verurteilt wurde, trotz Tränen und Bitten, in die Müllgrube zu wandern.



Nachen und Nasen der Eisbärentöpfe werden in den natürlichen Farben bemalt.

Die übrigen Reste der zoologischen Sammlung, die damals in andere Kinderhände geraten waren, nahmen das gleiche traurige Ende.

Erst nach Jahrzehnten, als ich in einem zoologischen

Provinzmuseum alte, aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammende „ausgestopfte“ Tiere sah, erinnerte ich mich wieder an den ausgestopften Löwen und meinen guten löwenmähnigen Klavierbändiger Schmalzlein. Nun verstand ich, wie trefflich damals die humoristischen Vergleiche gewesen waren, denn die meisten der präparierten Tiere glichen wahrhaftig viel eher menschlichen komischen Käuzen oder erinnerten an ganz andere Lebewesen, denen sie in irgend einem, wenn auch nur leisen Zug bedenklich ähnelten. Bären hatten langgezogene Hundeschnauzen, Affen sahen bedrückend menschenähnlich aus, und ein Seehund glich aufs Haar dem rundköpfigen Bierführer einer Brauerei, der mir täglich begegnete. Manche der großen, im Leben so wunderbar beweglichen, fast knochenlos geschmeidig wirkenden Raubkatzen standen auf plumpen, wurstartigen Beinen und glichen mit ihren rundlichen Bäuchen viel eher einem Spielzeug-Leddybären oder anderen ulkigen Geschöpfen kunstgewerblicher Industrie, welche heute die Freude unserer Kinder sind. Und das hat seine Gründe. Denn die frühere Präparation von Tieren ging in einer Weise vor sich, die der Herstellung von Spielzeug ähnlich war. Schon die Bezeichnung „ausstopfen“ gibt einen deutlichen Hinweis auf das einst gebräuchliche Verfahren.

Die Entwicklung der Biologie und das Studium der Naturwissenschaften führten erst allmählich dazu, daß die nach früheren Methoden „ausgestopften“, zweifelhaft natürlichen Exemplare aus den zoologischen Sammlungen verschwanden, wo es möglich war, umgearbeitet wurden oder in Kumpelkammern endeten. Die „Ausstopferei“, die einmal ein mehr oder weniger geschickt geübtes Handwerk war, entfaltete sich zur Kunst der



Künstliche Glasaugen werden mit dem Meßinstrument sortiert.
Dermoplastik. In den heutigen naturwissenschaftlichen
Sammlungen gibt es überzeugend naturwahre Einzel-

tiere und große Gruppen, die das Staunen der Besucher erregen. Um diese Höhe des Könnens zu erreichen, mußte vieles erst entstehen, was es in früheren Zeiten noch nicht oder nur in den ersten Ansätzen gab. Solange es keine zoologischen Gärten gab, fehlte die Gelegenheit zur Beobachtung fremder Tiere. In älteren naturwissenschaftlichen Werken, ja sogar noch solchen, die aus dem vorigen Jahrhundert stammen, kann man Zeichnungen exotischer Tiere finden, die ähnliche Fehler der Auffassung und Darstellung haben, wie man sie an ausgestopften Exemplaren findet. Da diese den Künstlern oft als Modelle dienten, mußten die Zeichnungen mangelhaft ausfallen. Auch die Photographie gelangte erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dazu, lebende Tiere in der Bewegung aufnehmen zu können. Der 1846 geborene Ottomar Anschütz war es, der es zuerst fertigbrachte, Säugetiere und Vögel im Lauf und Flug mit einer Revolverkamera aufzunehmen. Seit dieser Zeit sind weitere Fortschritte in der Photographie gemacht worden. Schillings überraschte uns vor Jahren mit einem Werk, dem er den Titel gab: „Mit Blitzlicht und Büchse“, das überraschende photographische Aufnahmen wilder, in freier Natur lebender Tiere enthielt. Seitdem haben Gesellschaften in den verschiedensten Gegenden der Erde Filme gedreht, die in den Kinos das Staunen der Zuschauer erregen. Alle diese Erfindungen und ihre Ergebnisse dienten den neueren Dermoplastikern irgendwie zur Anregung und wirkten aufschlußreich und fördernd auf ihre Arbeiten. Nun waren sie nicht mehr auf Schilderungen und Beschreibungen von Forschungsreisenden angewiesen und konnten, statt mehr oder weniger phantastische Gebilde von Tieren zusammenzustellen, naturwahre Gestalten bilden.



Ein präparierter Adler, an dem die Fänge gerichtet werden, um einen Ast zu umfassen. Im Hintergrund ein Flamingo.

Wie schwer es ist, ein der Wirklichkeit entsprechendes dermoplastisches Werk zu schaffen, wenn nur das ab-

gezogene Fell eines bisher unbekanntes, weder in Zeichnung noch einer photographischen Aufnahme festgehaltenen Tieres vorhanden ist, beweist folgender Fall. In



Hühnerhabicht mit gehobenen Flügeln, zum Abstrich bereit.

Afrika wurde ein bisher unbekanntes Tier, Okapi genannt, erlegt. Man schickte die abgezogene, getrocknete Haut und den beschädigten Schädel an ein europäisches Museum für Zoologie. Unterstützt von wissenschaftlich

gebildeten Gelehrten, schuf der Dermoplastiker ein Tier, das wie eine kleine Giraffe aussah. Als dann das erste Dkapi lebend gefangen wurde, mußte man das Phanz-



Exotische und einheimische Vögel, für die Sammlung eines Liebhabers angefertigt.

tasiegebilde aus der Sammlung entfernen, denn nun hatte man sich überzeugt, daß dieses Geschöpf mehr einer Antilope glich als einer Giraffe mit aufgerichtetem

Hals und verschiedenen hohen Vorder- und Hinterbeinen. War ein so gröblicher Mißgriff dermoplastischer Kunst in neuester Zeit möglich, so wird man es glaubhaft und begreiflich finden, daß der Löwe meiner Kindheit verdächtig hundemäßig ausgesehen hat und seine leise vermenschlichte Physiognomie dazu Anlaß bot, ihn mit einem alten Klavierlehrer, der als Künstler eine Löwenmähne auf seinem breitgesichtigen Kopf trug, zu vergleichen.

Die Dermoplastik ist in der neueren Zeit eine Kunst geworden, und die Werke eines H. ter Meer in Leipzig und des bekannten Friedrich Kerz in Stuttgart sind von geradezu staunenswerter Naturtreue. Diese hochwertigen Meisterleistungen dienen ja nicht allein dazu, den laienhaften Besuchern naturwissenschaftlicher Sammlungen eine vollwertige Anschauung fremder und einheimischer seltener Tiere zu bieten, sie müssen auch für den Wissenschaftler durchaus befriedigend sein. Die Objekte, die der Dermoplastiker lebenswahr zu gestalten hat, gehören den verschiedensten Tierreichen an. Nicht nur Säugetiere und Vögel, sondern auch Fische und andere Amphibien und Reptilien werden für die Sammlungen hergestellt.

Nachdem diese Kunst einmal so hoch entwickelt worden ist, konnten und mußten auch die einstigen „Ausstopfer“ ihr früher manchmal mehr schlecht als recht betriebenes Handwerk höheren Ansprüchen entsprechend besser auszuüben lernen. Denn auch die Schulen, und zwar Volks- und Mittelschulen, legen längst Wert darauf, vorbildliche Dermoplastiken für den naturwissenschaftlichen Anschauungsunterricht zu besitzen. Da diese Vorbilder auch im Zeichenunterricht als Modelle dienen, müssen sie allen Anforderungen nach Lebenswahrheit entsprechen. Auch unsere Gewerbeschulen verfügen über

mehr oder weniger reichliche dermoplastische Lehrmittel. Die meist künstlerisch geschulten Kräfte, die an solchen Anstalten Unterricht erteilen, haben den Blick dafür, ob ein Objekt lebenswahr durchgebildet ist, und stellen deshalb an die Ausführung solchen Lehrmaterials nicht geringe Anforderungen.

Die primitive Ausstopferei, im wörtlichen Sinn genommen, dürfte man nur noch in Kleinstädten ausüben. Dort kommt es ja, wie anderwärts, oft vor, daß jemand irgendein Tier, das ihm zu Lebzeiten lieb war, zur Erinnerung ausstopfen läßt. Kleine Hunde, Katzen, Eichhörnchen, Papageien und Vögel aller Art werden nach ihrem Ableben zum Dermoplastiker gebracht, der sie je nach seinem Können mehr oder weniger lebenswahr



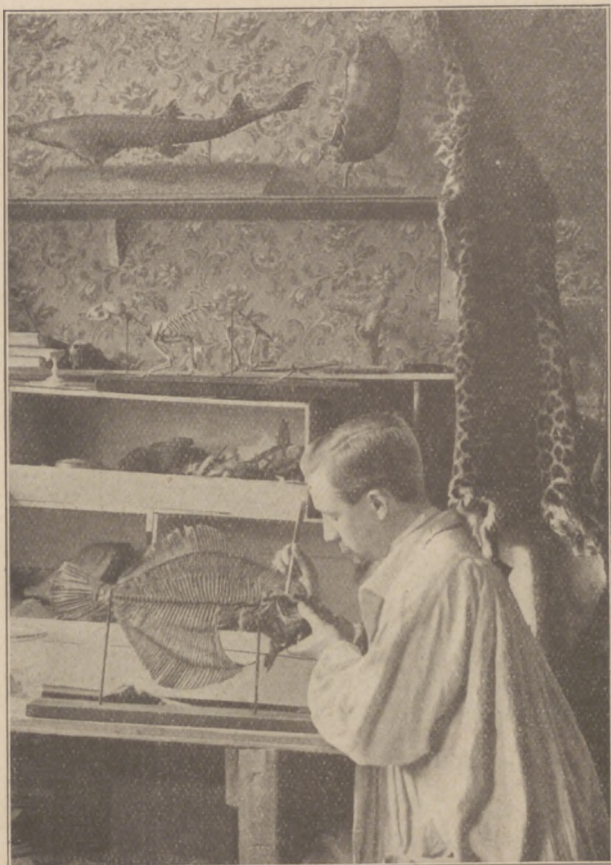
Eine brasilianische Giftschlange:
Murana.

zu gestalten sucht. Auch Jäger wünschen manchmal eine Trophäe zu haben und bereichern so das Tätigkeitsgebiet der Fachleute.

Wer einmal in fernen Ländern Jagd auf große Raub-
kätzgen, Vögel und seltene Tiere gemacht hat, wird man-
ches davon, ganz oder teilweise, zur lebendigen Erinne-
rung bewahren wollen, und wenn es oft nur das Fell
ist, das, mit einem Kopf versehen, als „Teppich“ auf den
Boden gelegt oder an die Wand gehängt wird.

Auf einer unserer Abbildungen sieht man auf einem
Arbeitstisch mehrere Eisbärenköpfe. Sie sind dazu be-
stimmt, mit dem bloßen Fell verbunden zu werden, das
als Teppich verwendet werden soll. Als Material für
solche Köpfe sind die verschiedensten Stoffe verwendet
worden: Holz, Ton, Kitt, Asphalt, Gips, Kork, Torf
und meistens Papiermaché, das in Formen gepreßt und
in Öfen getrocknet wird. Auf diese Weise werden „künst-
liche“ Schädel und auch die Gebisse hergestellt, wenn es
sich um die bei Kürschnern käuflichen Felle mit Köpfen
handelt. Man kann freilich auch die echten Schädel, den
Knochen samt den Zähnen, verwenden; doch geschieht
das meist nur, wenn Tiere vom Jäger erlegt wurden.

Die Zentrale für alles, was irgendwie mit präparier-
ten Tieren oder Fellen mit Köpfen und Katzen und den
dazu gehörigen Teilen zusammenhängt, ist seit langer
Zeit und fast für die gesamte Erde das nördliche Sach-
sen und Thüringen. Während des Weltkrieges ist auch
diese Industrie schwer geschädigt worden. In Markran-
städt, Rötha, Weißenfels und vor allem in Leipzig und
den Vororten Gautsch, Zwenkau, Schleuditz, Kieritzsch
und Detsch befinden sich die großen Zuchttereien, in
denen die vom fernsten Osten Sibiriens und Kamtschatkas
sowie aus dem wilden Westen, aus Kanadas Wäldern,



Wie in der Werkstatt des Dermoplastikers ein Fischskelett bearbeitet wird.

anlangenden Rohfelle für die Kürschnerei und den Rauchwarenhandel zubereitet und fertiggestellt werden. Zur Messezeit kann man in Leipzig auf offener Straße

das Markten und Feilschen der Großhändler mit den Zwischenkäufern beobachten. In diesen von lebhaftestem Treiben erfüllten Tagen sieht man zahlreiche „Sandwich-



Die letzten Arbeiten an einem präparierten Fisch.

männer“, als Bären oder andere wilde Tiere verkleidet, umhergehen und für einzelne Firmen Reklame machen.

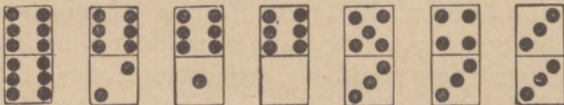
Alle Zutaten für die erwähnten Bodenfelle, künstliche Gebisse, Zungen, Köpfe, werden meist in Sachsen und Thüringen hergestellt, geschnitten oder geformt und bemalt. Die Augen werden in allen Größen, Farben und Formen aus den einheimischen Glasmacherwerkstätten, besonders aber aus Lauscha bezogen.

Die Augen so aus Glas herzustellen, daß sie naturwahr wirken und, vom Dermoplastiker eingesezt, den möglichst lebendigen Ausdruck haben, ist eine besondere und schwierige Kunst, die in Lauscha seit langer Zeit in vollendetster Weise geübt wird. Man versteht es dort vorzüglich, die Augen aller Lebewesen verblüffend naturgetreu in Glas nachzubilden.



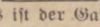
Ist doch in Lauscha aus diesem Teil der Glasmacherkunst, der hochentwickelten Technik der Herstellung tierischer „Lichter“, die unübertreffliche Nachbildung menschlicher Augen hervorgegangen, die bis in die neueste Zeit in gleicher Hochwertigkeit nirgends im Ausland erreicht worden ist.

Dominoaufgabe

A, B, C, D, nehmen je sieben Steine auf. A hat



Die sieben Steine des C haben neun Augen mehr als die des B, aber fünfzehn Augen weniger als die des D. C hat fünf Doppelsteine. Die beiden andern Steine, welche er hat, zeigen gleich viele Augen.

A setzt  aus und gewinnt dadurch, daß er seine Steine zuerst los  mer gepaßt. D behält einen Stein übrig. B und C haben im-  mer gepaßt.

Welches ist der Gang der Partie? Welchen Stein behält D übrig? Welche Steine hat C außer den Doppelsteinen? Wie groß war die Augensumme auf den sieben Steinen des B? Wie groß auf denen des C? Wie groß auf denen des D?

Ein Lessingwort im Kryptogramm

Ein Wort aus dem Munde Lessings verbirgt sich in den Wörtern Gewerbe, Weltall, Renate, Fruchteller, Badestrand, Bohnenkraut, Mikodemus, Sekante, Kirchenmauer, Rheinwein, Innigkeit, Eintracht, Influenza, wenn man einem jeden dieser Wörter drei aufeinander folgende Buchstaben entnimmt und sie aneinander reiht.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Der rettende Gedanke

Erzählung von Ernst Franz Hummel

Der Esterberger Anselm hatte sozusagen über Nacht die Kathrin Seeholzner sitzen lassen, obwohl er hoch und heilig seine Liebe in jeder Nacht, in der sie auf dem Bankerl unter der Dorfblinde gefessen waren, auf ewige Zeiten zugeschworen hatte. Treulos sind die Mannsbilder wie Bergwasser, die den Blumen zuraunen und zunicke, sie küssen und kosen und eines Morgens verschwunden sind.

Die Kathrin heulte Tag und Nacht. Schon in der Frühe, wenn sie den Mist aus dem Stall fuhr, rannen dicke Tränen über ihre roten Backen und kollerten auf den Misthaufen. Da blieben sie eine Zeitlang liegen, glitzerten wie verlorene Diamanten und versickerten in der unwürdigen Umgebung. Freilich mußte auch die Nase mitweinen, so daß der Schurz an der Ecke unten ständig einen dunklen Fleck zeigte vom vielen Abtrocknen.

Der Bauer nannte sie eine dalkete Dirn, und die Bäuerin sagte: „Kathrin, döß Geroß muaf a End nehma. Deine Schürz wern hin, und d' Rüh woll'n a freundliche Anred, net allaweil döß Gezeter. Bursch'n gibt's g'nu. Döß waar guat, wenn mei Madl mit acht Rüh und drei Dch'n net no an saubern Bursch'n kriag'n tat.“

Die Kathrin verschloß sich den Vernunftgründen ihrer Mutter nicht, sowohl was die Schürzen betraf als auch in bezug auf die Anrede an die Rüh. Sie sah deutlich, wie die Scheckin sie mit großen Augen anstarrte, nur etwas im Gras herumschnuffelte und sich dann mißmutig wieder legte. Auch die Dchsen wollten nicht fressen.

So zog die Untreue Anselms immer mehr Unheil herbei. Zum Schluß verdarb gar noch Hof und Vieh; von den Schürzen gar nicht zu reden.

Aber trotzdem konnte sie den Anselm nicht vergessen. Er hatte ein so g'schmaches Wesen, und wenn sie gar an seine Busseln dachte, so liefen die Tränen von selber ob dem verlorenen Glück.

Der Bauer sagte ihr zwar oft, daß es bei der Lieb' sein müsse wie bei einem Wehstein. Für den Fall, daß man einen verliere, müsse man einen zweiten zur Hand haben, sonst taue die ganze Wirtschaft nichts.

Wenn auch diese Schlußfolgerung der Kathrin dunkel war, so verstand sie doch den Sinn und gab dem Bauern recht.

Aber trotzdem konnte sie den Anselm nicht vergessen. Er war halt doch kein Wehstein, sondern ein feuriger, g'schmacher Bursch. Sie dachte an die Nächte unter der Dorflinde . . .

„I fo net,“ pläzte sie bei diesem Gedanken los und heulte, daß Nase und Tränen rannen. „Und i, fo net! Na — i fo halt net,“ klagte sie weiter, obwohl sie sah, daß die Scheckin sich gelegt hatte. Und zu guter Letzt mußte auch noch der Schurz herhalten.

Es war kein Wunder, daß die Kathrin auf die trübseligsten, schwärzesten Gedanken geriet. Ihr sonst so heiterer Sinn kehrte sich immer mehr ab von der Welt und verkroch sich in düstere Verliese, die sich ihr innen öffneten, und in die kein Sonnenstrahl fiel. Schleichende Dünste woben darin und vergifteten ihr Herz und Sinn, gaben ihr Gedanken ein, die nur in dieser giftigen Luft geboren werden und wuchern konnten.

Aus der frischen Kathrin wurde ein sinnierendes, trauriges Wesen. Ihr helles Lachen scholl längst nicht mehr

durch die Räume, und ihr Gesang ergözte weder den Garten, noch schwang er sich von ihrem Kammerfenster frühmorgens in den Duft der Wiesen und Wälder. Sie war wie ein vertrockneter Quell. Leer und traurig.

Es ist bei einer Liebesenttäuschung wie bei einer Krankheit. Sie steigert sich bis zur Krisis. Entweder wendet es sich dann zur Besserung, oder es geht noch mehr abwärts.

Und die Kathrin überstand die Krisis nicht. Ihre Gedanken wandten sich nicht dem ewig wechselnden, schillernden Leben zu, sondern verbohrteten sich immer tiefer in Abneigung und Haß gegen die unschuldige Welt.

Eines Abends stand sie am Ufer der hochgehenden Kälter. Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Über den Bergen lagen schon bläuliche Schleier. Auf den Wiesen gaukelte kein Schmetterling mehr. Tiefe Ruhe atmete von den stummen Felsen bis zu ihr.

Es ist aber oft so, daß Ruhe und Friede enttäuschte Herzen mehr erregen und niederdrücken als Sturm und Lärm, in die sie ihren Schmerz hinausschreien können, und mit denen sie sich verwandt fühlen.

So gab die selige Ruhe den Ausschlag zur Tat.

Die Kathrin stürzte sich in die Fluten. Sie waren nicht sehr hoch, aber man konnte doch ertrinken.

Doch kaum fühlte sie des Todes Nähe, kaum hörte sie das Tosen der Wellen und spürte die reißende Strömung, als in ihr die Sehnsucht nach dem Leben im gleichen Verhältnis wuchs, als sie fortgetrieben wurde.

Verzweifelt schrie sie um Hilfe und stemmte sich gegen die Fluten, soviel ihre Kräfte hergaben.

„Serum, Mariandjoseph!“ schrie sie, sobald sie nicht gehörig Wasser schlucken mußte. „Hilfe! Hilfe! Heiliger Nepomuk, steh mir bei! I weich dir a grooße — Hilfe —! a ganz — a grooße Kerz'n.“

Da kam plötzlich im Galopp der Gendarm Lenz Kaspar über die Wiesen gerannt und sah entsetzt die Kathrin — die er heimlich liebte — mit den Fluten ums Leben ringen.

Die Kathrin aber, sobald sie den Lenz sah, schrie nicht mehr um Hilfe. Ihr Lebenswille war dahin. Sie wollte wieder sterben in den Fluten, denn sie schämte sich vor dem Lenz, der ihr Schulkamerad und so arm war, daß er keine vom Dorf zum Weib bekam und Gendarm werden mußte.

Der Lenz war ein schneidiges Mannsbild, aber mit dem Wasser es aufzunehmen, überstieg doch seine Schneid. Er konnte nicht schwimmen, und am Baden hatte er nie Freude gehabt. Aber trotzdem war er verpflichtet zu retten, sowohl von Berufs wegen als auch wegen seiner Liebe zu Kathrin.

„Was tuast no grad, was tuast no grad!“ jammerte er, während er wie besessen am Ufer der Kathrin nachjagte. „Kathrin,“ schrie er, „geh raus! Geh zua! Geh raus! Was willst denn da drinnat in dem kalten Wasser?“

Aber die Kathrin achtete nicht auf seine Worte. Sie ließ sich treiben, tauchte auf und unter, daß es grausig war, das Spiel mitanzusehen zu müssen.

„Ja, was tua i denn, was tua i denn!“ jammerte er und rannte, daß ihm der Schweiß unter der Mütze hervortropfte.

Da kam ihm ein rettender Gedanke.

Er riß sein Gewehr von der Schulter, stellte sich auf und schrie laut: „Ob d' rrrausgehst, sag i! Im Namen des Gesezes, sag i, geh rrraus, du Rindviech, oder i muaß schiaß'n.“

Er stand am Ufer und legte auf die Kathrin an.

Dann sprang er wieder ein Stück weit, blieb stehen und

schieß un menschlich: „Rrraus, sag i — rrraus — oder i schiaß“ und legte wieder an.

Da kam Leben in die Kathrin. Sie sah sich von zwei todbringenden Gefahren bedroht, und erschossen werden, schien ihr doch noch grausiger, als ertrinken zu müssen. Sie stemmte sich gegen die Fluten und arbeitete, was ihre Kräfte noch vermochten, zum Ufer hin.

„Schiaß net, Lenz,“ bat sie, „schiaß net, i komm ja eh scho. Bloß leb'n laß mi. I bitt di recht schön.“

Sie hatte schon seichtes Ufer gewonnen, als der Lenz mutig hineinwatete, der Kathrin die Hand reichte und sie ganz ans Ufer zog. Dort bettete er sie ins Gras, strich ihr die nassen Haare aus dem bleichen Gesicht, legte ihren Kopf in seinen Schoß und sagte: „So, Kathrin, wann jetzt i net g'wen war, nacha warst jetzt a Leich. Dumms Madl! Bist do so liab.“

Die Kathrin war erschöpft und drückte dem Lenz nur leicht die Hand.

Als es dunkelte, führte er die tropfende Kathrin heim.

„Aber sag's g'wiß neamt, Lenz,“ bat sie. „I scham mi so arg. Und schaug, i han di ja so gern, i werd dir's mei Leb'n lang danken.“

Und sie dankte es ihm auch ihr Leben lang als sein Weib.

Serenade

Ich stehe an dem Wort mit a,
grad unter deinem Fenster.
Es senkt das Wort mit i so bang
zur Stunde der Gespenster.

Mein armes Herz ist's, „klein mit u“,
o Liebste, und ich flehe,
daß deins sich endlich „klein mit e“
und dulde meine Nähe!

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Man muß sich zu helfen wissen



In Abessinien werden auf den großen Farmen die Schafe mit elektrisch betriebenen Maschinen geschoren. Die Eingeborenen benutzen diesen Scherapparat zur Verschönerung ihres wolligen Hauptes.

Scherl.

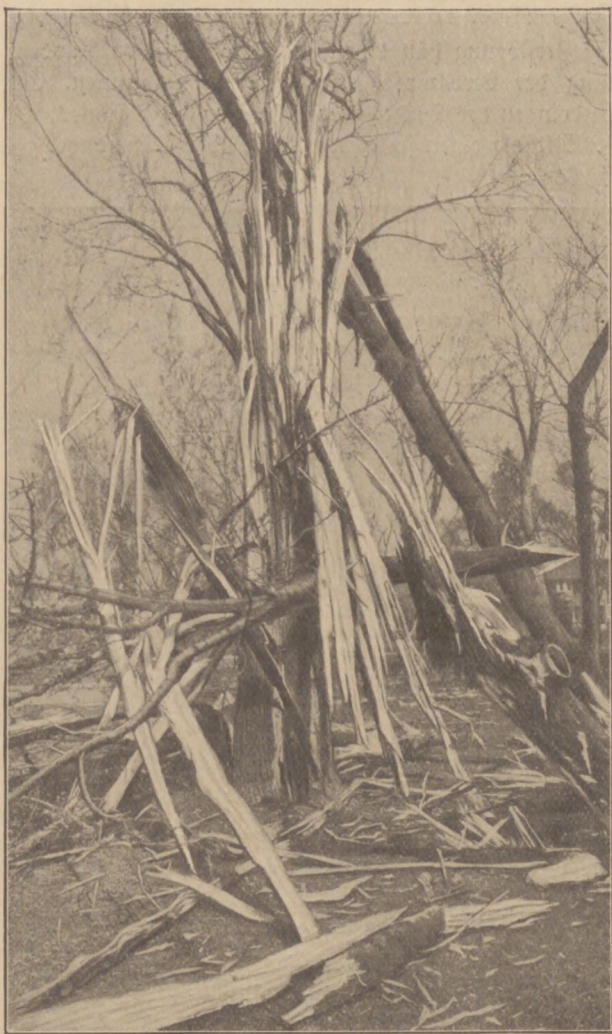
Ein ungewöhnlicher Blitzschlag

Von A. Knoch / Mit 1 Bild

Blitzschläge, die in Bäume gehen, können sich sehr verschiedenartig auswirken. Meist wird man nur eine schmale Blitzbahn feststellen können, die von einem der höchsten Äste ausgeht, den Hauptstamm geradlinig oder auch spiralförmig gedreht hinabläuft und schließlich im Erdboden verschwindet. In der Blitzspur ist die Rinde abgerissen, das Jungholz ist bloßgelegt und wollig aufgeraut. Ist die Blitzwirkung stärker, dann werden mehr oder minder kräftige Äste abgesprengt. Daß ein Baum ganz zerstört wird, kommt selten vor.

Ganz einzigartig ist die Wirkung des hier abgebildeten Blitzschlages. Am 13. April 1927 schlug der Blitz in einen lichten Parkbestand in der Nähe von Jacksonville im Staate Illinois der Vereinigten Staaten von Nordamerika ein. Der getroffene Baum war ein schönes Exemplar eines Tulpenbaumes (*Liodendron tulipifera*) von etwa vierzig Meter Höhe und einem Umfang am Boden von vier Meter. Der obere Teil des Baumes, der im Bilde teilweise zu sehen ist, zeigt nur eine gewöhnliche Blitzspur ohne außergewöhnliche Zerstörungen. Im unteren Teil muß es aber dann zur Explosion im Innern des Baumes gekommen sein, wodurch er auseinander gerissen wurde. Es ist dabei keine Rinde von dem Baum losgelöst worden, sondern die Holzmasse wurde in lange Streifen zerfetzt.

Die gewöhnlichen Blitzbahnen in dem gut leitenden Baume zwischen Rinde und Jungholz sind verständlich.



Vom Blitz getroffener Baum.

Die Zerstörung hängt hier mit der plötzlichen Ausdehnung der verdampfenden Flüssigkeit zusammen. Ein Eindringen des Blitzes in das Innere des Baumes, wo das Altholz einen schlechten Leiter abgibt, ist schwer erklärbar.

Logogriph

In Eintracht und in Harmonie
kann einzig ich bestehen.
Verleget auch nur einer sie,
so ist's um mich geschehen.
Der reine Klang ist dann zerstört,
und grauser Mißton, was man hört.

Ein Zeichen mehr: weiß kluger Rat
den Streit nicht mehr zu schlichten,
muß meine Stimme, meine Tat
von Volk zu Volke richten.
Und selbst ein Gruß, von mir gesandt,
macht rings erbeben Meer und Land.

Homonym

Die Mutter sitzt im Kreis der Kleinen
in holder Abenddämmerung Ruh';
die Sternlein durch die Fenster scheinen
und winken ihnen freundlich zu.

„Gieb Mütterlein, willst du erzählen
uns nicht ein Märchen schön und fein?“
Die Kinder bitten sie und quälen,
und endlich willigt sie darein.

Und aus des Wortes reichem Schatz
sucht manche Perle sie hervor;
sie rühren sich nicht von dem Plage
und lauschen mit begier'gem Ohr. —

„Oh, das war schön! Nun, bitte, singe
uns etwas vor und spiel' dazu.“ —
Es wollen Kinder tausend Dinge,
und Mütter haben nimmer Ruh'.

Zum Flügel, einem Wort, dann drängen
die Kleinen sanft ihr Mütterlein;
das Zimmer hallt von frommen Klängen
und Stimmen unschuldvoll und rein.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Die Geheimnisse einer modernen Zigarettenfabrik

Von Alb. G. Krueger / Mit 4 Bildern

Es gibt wenige Genußmittel, die in so steigendem Maße Verbreitung fanden wie die Zigarette, und es ist verwunderlich, daß fast alle Raucher über die Herkunft der Zigarette und ihre Herstellung so mangelhaft unterrichtet sind. Die wenigsten Zigarettenraucher ahnen, wie mannigfaltig Orienttabake sind, und daß die Mischung der Sorten so wichtig ist.

In Deutschland fand die Zigarette eigentlich erst in den letzten zwei Jahrzehnten stetig wachsende Verbreitung. Da sie in ihrer heutigen Form aus dem Osten stammt, wird sie häufig zum Unterschied von später bei uns bekannt gewordenen Sorten „Orientzigarette“ genannt. Die Tabakfüllung und die Form der Zigarette gelangte aber erst vor wenigen Jahrhunderten nach dem Orient. Kolumbus traf in der Neuen Welt Eingeborene, die Tabak rauchten, der in Maisblätter eingewickelt war. Als der Tabak in den Orient kam, paßte sich dieses Genußmittel den Bodenverhältnissen und dem Klima des Landes an. Es entwickelte sich eine besondere Kultur des Tabakanbaues, die bald an Differenzierung die Erzeugnisse amerikanischer Ursprungsländer weit übertraf. Wenn orientalische Tabake anfänglich meist in Pfeifen verschiedener Art, Tschibuk oder Nargileh, geraucht wurden, so hat man doch auch den Tabak in Papierhülsen genossen. Als wir diese Tabakerzeugnisse kennen und uns daran gewöhnen lernten, galt nur die Orientzigarette als be-

gehrenswert. Amerikanische Tabake finden bei uns nur geringe Schätzung, ja man lehnt sie als minderwertig ab. Der „schwarze“ Tabak erscheint deutschen Rauchern nicht als das richtige Genußmittel. Die uns bekannte Orientzigarette ist an Verfeinerung und Veredelung der Tabaksorten denen der Neuen Welt so überlegen, daß ein Wettbewerb beider Arten, wenigstens in der Form der Zigarette, in Deutschland aussichtslos scheint.

Der Charakter einer Zigarette hängt von der Art der verwendeten Tabake ab. Das wichtigste aber ist die Mischung! Es ist wenig bekannt, daß auch der edelste Tabak — und zwar je edler, desto weniger — allein verarbeitet nicht rauchbar ist. Erst durch Mischung verschiedener Tabake entsteht das Tabakmaterial für die Zigarette. Die Regeln und Rezepte für diese Mischungen sind außerordentlich kompliziert und schwierig, da jeder verwendbare Tabak seinen besonderen Eigenschaften entsprechend gemischt werden muß. Immer wieder neue Variationen werden gesucht und erprobt, denen viele Versuche vorausgehen. Der oberste Grundsatz der Fabrikation ist, bewährte Mischungen in möglichst gleicher Weise wieder zusammenzustellen und so durchzuführen, daß alle Teile des Gemisches völlig gleichartig sind. Von welchem Teil der Masse eine Probe entnommen wird: sämtliche Proben dürfen sich in nichts voneinander unterscheiden. Die Übereinstimmung muß bis auf Bruchteile eines Prozentes genau getroffen werden. Das ist nicht so einfach, wie es scheint. Wertvolle Mischungsrezepte sind ein wesentliches Besitztum des Fabrikanten.

Jeder Tabak ist, für sich genommen, für den Geschmack zu einseitig. Der Mischer sucht deshalb diejenigen Tabake gegeneinander abzuwägen, die sich nach Geschmack und Aroma gegenseitig ausgleichen. Diese Mischungsforde-

zung ist also ähnlich wie bei den meisten Speisen, die für sich genossen nicht schmecken würden und ihren Wert eigentlich erst durch besondere Gewürze offenbaren. Ge-



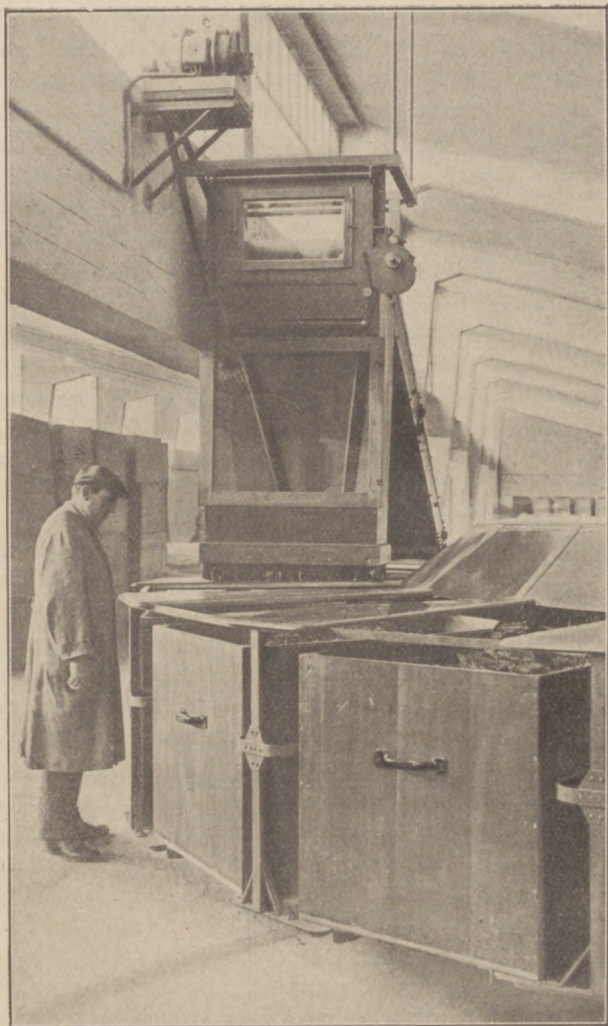
Das „Sammeltransportband“, auf dem sich die ausgesuchten Tabakblätter in genauer Reihenfolge anhäufen.

würze aber können nicht allein genossen werden; erst der fein abgewogene Zusammenklang und Ausgleich verschiedener Eigenarten bietet uns Genuß.

Wie viele gastronomische Materialien nur ihres Geschmacks wegen oft in äußerst geringer Menge den Speisen zugesetzt werden, so dienen bei der Zigaretten-

tabakmischung gewisse Sorten nur als Würze. Da es sich bei Tabaken nicht um Nahrungsmittel, sondern um Genußmittel handelt, sind die Würztabake die wichtigsten und wertvollsten. Die zur Masse verwendeten Tabake kann man als „Fülltabake“ bezeichnen. Wenn nun die Fülltabake auch dem Wert nach von den edelsten Würztabaken übertroffen werden, so liegt dennoch in der Auswahl, Verwertung und Dosierung der Fülltabake das Wesentlichste des Mischungsproblems. Durch genaue Kenntnis der Fülltabake und Fülltabakmischungen, die diesen oder jenen Würztabaken und Würztabakmischungen beigemischt werden, ist ein Fabrikant manchmal in der Lage, allen mit ihm im Wettbewerb stehenden Unternehmungen qualitativ den Rang abzulaufen. Die Geheimnisse der Fülltabake werden als persönliche Erfahrungen besonders gehütet. Die Schwierigkeiten der rechten Auswertung bestehen darin, daß man nur unter den auf den Markt gebrachten Sorten die Wahl hat. Deshalb müssen immer wieder neue Rezepte aufgestellt werden, weil gleichartig geratene Sorten nur selten wieder genau in gleicher Qualität zu haben sind. Eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen Würz- und Fülltabaken gibt es auf dem Tabakmarkt nicht, da in dieser oder jener Mischung Fülltabak auch als Würztabak dienen kann. Es gibt zwar wertvolle Sorten, die als Würztabak bezeichnet werden können, aber einen Geschmacksausgleich untereinander finden, ohne daß ein gegensätzlicher Fülltabak nötig wäre.

Pflanzenart, Bodenbeschaffenheit, Lage der Anbaugebiete, Höhen- und Sonnenlage wirken sich beim Tabakbau so bedeutend aus, daß sogar geringe Höhenunterschiede angebauter Flächen und kleine Unterschiede der Flächen in ihrer Lage zur Himmelsrichtung auf die Art



Das Mischen der Tabakblätter in der Mischmaschine.

der Pflanzen Einfluß üben. Jeder Jahrgang, jede Ernte ist unterschiedlich, denn die wechselnde Zahl der sonnigen Tage, die Temperaturen und Regenfälle zeitigen im Wechsel der Jahre verschieden ausfallende Tabake. Abgesehen von oft weitgehenden Ähnlichkeiten verschiedener Tabaksorten kann behauptet werden, daß der gleiche Tabak nie zweimal auf den Markt kommt. Deshalb sind die Mischungsprobleme schwierig und von einer Geschmacksempfindung und kritischen Wahl abhängig, die dem Nichtfachmann unglaubhaft scheinen. Es gibt Orientalen, die beim Rauchen einer Zigarette sofort die zehn oder zwanzig Tabake aufzählen, die in einer Mischung enthalten sind. In europäischen Fabriken von Rang werden die Mischungen fast ausschließlich von Orientalen, die als Tabakmeister oder Mischer angestellt sind, vorgenommen oder angeregt.

Wie geht nun die Fabrikation der Zigaretten in einem großen Hause vor sich?

Wenn die Tabakballen aus dem Orient ankommen, werden sie geöffnet, aufgeteilt und die eng aneinander gepreßten Tabakblätter auseinander genommen und sortiert. Dann packt man die Blätter — nach ihrer Herkunft geordnet — in große Holzkisten, in denen sie einige Tage stehen bleiben, um dann zur zweiten Station, in den Mischsaal, geschafft zu werden. Hier müssen nun jedesmal etwa tausend Kilo einer Tabakmenge von zwanzig bis vierzig verschiedenen Sorten so durcheinander gebracht werden, daß überall, wo man auch hingreift, von sämtlichen Sorten je eine vorhanden ist, und zwar genau im Prozentsatz, in dem sie vorhanden sein soll.

Die Mischung nach der neuen Methode geht so vor sich: In der sogenannten „Löserei“ sitzen Frauen und nehmen aus dem Inhalt der Tabakballen Blatt um Blatt her-

aus. Damit die Mischung richtig wird, hat man die „Löserinnen“ zu Gruppen, sogenannten „Systemen“, vereinigt.



Prüfung des geschnittenen Tabaks auf seinen Feuchtigkeitsgehalt.

Jedes System besteht aus sechsundneunzig Personen. Die Tabakforten werden im gleichen Verhältnis unter die Löserinnen verteilt, wie die Gewichtszahlen einzelner, zur Mischung gehörender Tabakforten zur Gesamtmischung stehen. Die Löserinnen werfen nun jedes ge-

löste Blatt einzeln auf das zwischen ihren Tischen hindurchlaufende Transportband, das die Blätter zu einem seitwärts an den Tischen vorübergleitenden Sammelband führt; dieses nimmt alles auf, was von den einzelnen Bändern ihm zugeleitet wurde. Auf dem Sammelband legt sich Blatt an Blatt, und man erkennt, daß auf Grund der zahlenmäßigen Durchbildung des Systems die Blätter auf diesem Sammelbande genau im richtigen Mischungsverhältnis liegen müssen. Wo man auf das Sammelband blickt, wo man hineingreift, überall sind Farbtonung und Mischung vollkommen gleich.

Das Sammelband, an dem Kontrolleurinnen sitzen, die genau beobachten, ob auch jedes Blatt einzeln gelöst ist und ob nicht etwa mehrere zusammenhängen, trägt die Blätter unbeschädigt zu einer Mischtrommel. Die Mischmaschine besteht aus einer Reihe von Kästen, die sternförmig um eine senkrechte Achse angeordnet sind. In einem eigentümlichen System von Bewegungen fallen nun die Tabakblätter durch einen breiten Schacht langsam und leicht, von der Luft getragen, in die vorbeizirkelnden Kästen, sinken schwebend auf den Boden und legen sich dort Blatt für Blatt glatt übereinander, wodurch sie unverletzt bleiben.

Durch diese Vorrichtungen entsteht, wie durch Versuche und Proben sowie auch rechnerisch nachgewiesen wurde, eine gleichmäßige Zusammensetzung der beabsichtigten Mischung. Bis zur abgeschlossenen Mischung wird der Tabak nur einmal von Menschenhänden berührt, von den Händen der Löserin, die in blendend weißem Arbeitsanzuge und mit einer das Haar einhüllenden Haube an ihrem Tische sitzt.

Diese Mischanlage besteht augenblicklich in der Welt nur einmal, in einer deutschen Fabrik, und wird noch



Der Feuchtigkeitsgehalt der Zigaretten wird im „Schrägenlager“ durch komplizierte „Schnellwasserbestimmer“ festgestellt.

durch eine zweite, ebenso interessante Einrichtung vervollständigt. Die Orienttabake sind gegen Temperatur-

einflüsse überaus empfindlich. Sollen sie ihre herrlichen Eigenschaften voll entwickeln, muß man ihnen auch bei uns im Norden das „Klima“ der Heimat schaffen. Das ist deshalb notwendig, weil die Tabakblätter keine abgestorbenen Organismen sind. Durch eingehende Versuche wurde festgestellt, daß das Absterben der Blätter immer mit gewissen kennzeichnenden Vorgängen verbunden ist. Zunächst wirken Bakterien zerstörend, wodurch das Gewebe zerfällt: der Zellstoff wird abgebaut, es kommt zur Humifizierung, das heißt zu einem Übergang in Produkte, die einen Bestandteil der Ackererde bilden.

Das Tabakblatt aber bleibt „lebendig“, weil es nach dem Pflücken besonders behandelt und verpackt wird. Es „atmet“ auch dann noch, wenn es bei uns eintrifft, und sendet seine aus ätherischen Ölen gebildeten Duftstoffe aus. Wie stark Temperatur und Feuchtigkeit die Stärke dieses Duftes beeinflussen, geht aus einem einfachen Versuch hervor. Nimmt man einige Blätter in die hohle Hand und haucht darauf, so entströmt ihnen ein stärkeres Aroma als vorher. Durch das Anhauchen erhöhte sich die Temperatur und der Feuchtigkeitsgehalt.

Durch sorgfältige Untersuchungen hat man gefunden, daß dieses Optimum für die verwendeten Tabaksorten bei einer Temperatur von zwanzig Grad Celsius und einem relativen Feuchtigkeitsgrad von fünfundsiebzig vom Hundert liegt. Dieses Verhältnis entspricht übrigens dem Klima der Heimat des Tabaks.

Um die Eigenschaften des Tabaks zur Höchstleistung zu steigern, muß im Arbeitsraum der Fabrik das Klima des Orients geschaffen werden. Zu diesem Zweck wurde eine Lüfterneuerungsanlage eingerichtet. Der große Raum der „Lößerei“ strahlt im hellsten Tageslicht, aber

die Fenster kann man nicht öffnen; er ist völlig abgeschlossen. Nirgends ist ein Heizkörper zu sehen. Eine angenehme, milde, wohlige Wärme, die ein inneres Behagen auslöst, empfängt den Eintretenden, der weiche Hauch des Südens umspielt ihn. Der weite Raum umfaßt neuntausend Kubikmeter Luft. Die Lüftungsanlage, durch die zugleich auch die Befeuchtung und Reinigung der Luft erfolgt, entnimmt ihm in der Stunde neunzigtausend Kubikmeter Luft und führt dafür ebensoviel erneute, gereinigte richtig befeuchtete Luft hinein. Alle sechs Minuten ist die Luftmasse des Raumes erneuert und regeneriert.

Der Ventilator und die übrigen für die Einrichtung erforderlichen Maschinen sind alle in gesonderten Räumen untergebracht, so daß aus ihnen keine schädigenden Gerüche in die Löserei gelangen können. Sie arbeiten selbsttätig und so exakt, daß stets eine Temperatur von zwanzig Grad Celsius und fünfundsiebzig Grad relative Feuchtigkeit vorhanden sind. Durch diese Einrichtung wird die Geschmeidigkeit der Tabakblätter erhalten und äußerste Steigerung der Entwicklung des Aromas erreicht.

Da der gelöste und gemischte Tabak nicht sofort der Schneiderei zugeführt wird, sondern in Kisten besonderer Konstruktion noch vierundzwanzig Stunden in der Löserei stehen bleibt, entwickelt sich in dem künstlich geschaffenen Klima bei jedem einzelnen Blatt das Höchstmäß an Aroma. Der Duft kann nicht aus der Mischung entweichen, der er auch in ihrem Gesamtcharakter bei der weiteren Behandlung erhalten bleibt.

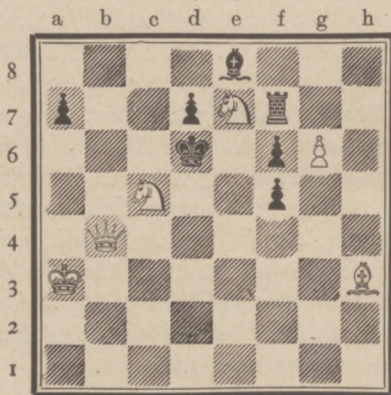
Das Tabakgemisch gelangt nun in große Schneidemaschinen, welche die Blätter zu feinen Strähnen verarbeiten. Der von den Messern abfallende Tabak wird auf Transportbändern in eine Entstaubungs-

anlage gebracht, worin das Geschnittene vom Tabakstaub gereinigt wird.

Den Entstaubungsstrommeln entnommen, bringt man den Tabak zunächst in große Holzkisten, in denen er einem Zwischenlager zugeführt wird, wo er kurze Zeit bleibt. Dann schafft man ihn in den Maschinensaal, wo er endgültig zu Zigaretten verarbeitet wird. Die in Maschinen hergestellten Zigaretten werden in Schragen gesammelt und dem „Schragenlager“ zugeführt, in dem sie drei Tage lagern müssen. Von da gelangen die Zigaretten in den „Packsaal“, den „Banderolierungsraum“ und zuletzt in das „Fertiglager“. Hier harren sie, in Halbmillepakete geordnet, auf den Transport in die Expedition, von wo sie endlich in die Welt hinausgeschickt werden.

Schachaufgabe

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt
(6 + 7 = 13)

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

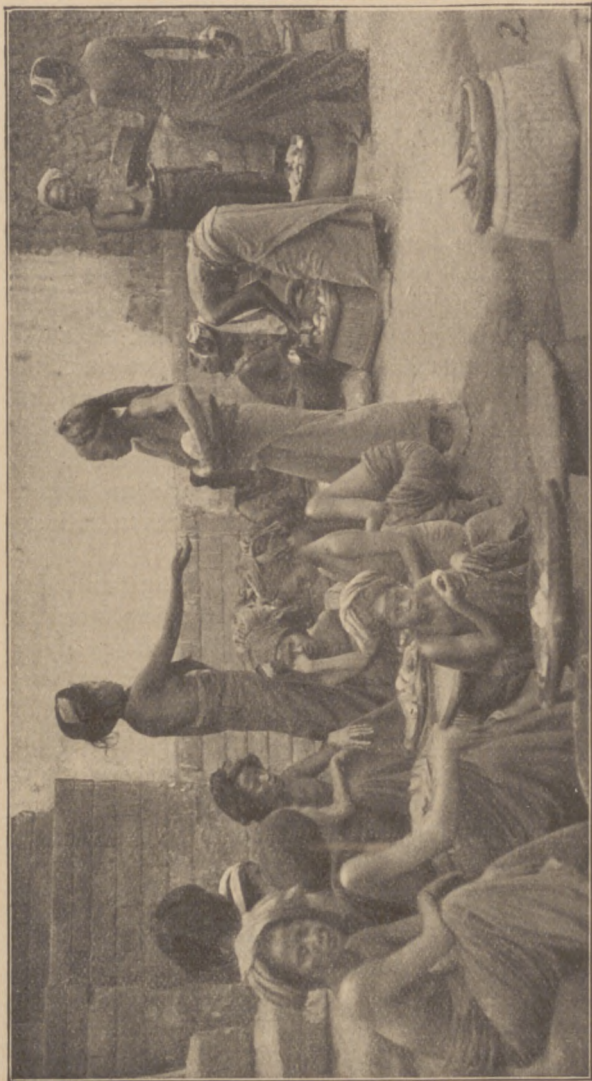
Bali, die Insel der Palmen und Tempel

Von Alfred Heinicke / Mit 6 Bildern

Hoch über die ihn umgebenden acht kleinen Fürstentümer Balis erhebt der „Bator“ seinen stolzen, wolkenumhüllten Gipfel. Dichte Rauchwolken entsteigen dem noch immer tätigen Krater. Das mit reicher Fruchtbarkeit gesegnete Eiland wird nicht grundlos ein Idyll der Palmen und Tempel genannt. Zwischen herrlichen Wäldern, ausgedehnten Reisfeldern, sprühenden Wasserfällen liegen freundliche Siedlungen mit zahlreichen, den Göttern geweihten Stätten. Ihre hohen Portale und Fassaden, mit allerlei Götzen, Dämonen und Tieren verziert, schimmern durch üppiges Grün.

Auf den Straßen, öffentlichen Plätzen, in den Höfen der Häuser, überall wird man durch opfergeschmückte Altäre, pagodenartige Haustempel und zierliche Geisterhütten an hinduistische Bräuche erinnert. Jedem Verstorbenen wird eine solche Hütte errichtet, und täglich tragen die Frauen Speise und Trank für die ihr Erdenheim auffuchenden Seelen zu diesen wohnlich eingerichteten Stätten.

Im Süden der Insel Bali befinden sich besonders hervorragende Schöpfungen altindischer Tempelkunst. An ihren eigenartigen, etagenförmig übereinander stehenden Dächern erkennt man, welche Gottheit im Tempel Verehrung genießt. Zählt man elf übereinander angeordnete Dächer, die sich von unten nach oben pylonenartig verzüngen, so ist das Innere Siwa, dem Zerstörer, geweiht; zählt man an einer anderen Kultstätte



Frauen beim Einkauf von Früchten in einer Straße Labanans.



Geisterhäuschen auf dem Begräbnisplatz einer reichen
Eingeborenenfamilie.

nur acht oder neun Dächer, wird Wischnu, der Erhalter, in diesem Heiligtum angebetet.

Trotzdem die benachbarten Sundainseln seit langer Zeit vom Mohammedanismus durchsetzt sind, hat sich auf Bali der Hinduismus erhalten; Sitten und Bräuche sind die alten geblieben, da die Insel auch jetzt noch wenig von der Zivilisation berührt ist.

In den großen Mittelpunkten des Hinduismus, wie Bombay, Kalkutta, Madras, Benares, werden die Toten, reiche wie arme, unterschiedslos und mit geringem Zeremoniell verbrannt. In Bali ist jede Einäschung ein kostspieliger, prunkhafter Festakt, der nur für Wohlhabende erschwinglich ist. Arme werden in schlichter Weise begraben, und ihre Seelen wandern so lange ruhelos umher, bis irgend ein mitleidiges Glied der Familie die Reste ausgräbt, die nun nachträglich verbrannt werden. Der hinduistische Brauch des Verbrennens beruht auf dem Gedanken, daß die Seele durch das Feuer geläutert werden muß, wenn sie Einlaß in den Siva-himmel finden soll.

Die Verbrennung eines wohlhabenden Balinesen wird zum bedeutenden Ortsereignis, an dem die ganze Bewohnerchaft teilnimmt. Nach Errichtung des aus Bambus zusammengefügtten, bei den einzelnen Kasten verschieden hohen Überführungsturmes — „Wada“ genannt — wird die Leiche oben in den bis zu zwanzig Meter hohen, mit Flitterwerk, Fahnen, buntem Papier, Spiegeln, Bildern und Tierköpfen geschmückten Wada gelegt und zur Verbrennungsstätte getragen. Mindestens fünfzig Mann sind nötig, den hohen, schwankenden Turm dahin zu befördern. Dem Wada voran gehen die in ihre besten Gewänder gekleideten Leidtragenden. Mit den Händen halten sie ein Seil, womit sie den Aufbau



Tempeltänzerinnen im Festschmuck.

scheinbar hinter sich herziehen. Am Ende des Laues ist ein mit Geld gefüllter Beutel befestigt. Die darin ent-

haltenen Münzen sollen der Seele den Zugang zum Jenseits erleichtern.

Am Einäscherungsplatz angelangt, hebt man den Leichnam aus der lustigen Höhe herunter und legt ihn in die bereitstehende Verbrennungsfigur, die in der Gestalt eines Löwen, eines Krokodils, einer Kuh, eines Drachens oder eines Fisches kunstvoll gebildet ist.

Ist die Leiche darin geborgen, dann hat der Turm seinen Zweck erfüllt und wird von der Menge geplündert und in Brand gesteckt. Nach wenigen Minuten bricht das Gerüst hell lodernnd in sich zusammen.

Der Schlußakt beginnt! Auf den Scheiterhaufen rund um die Verbrennungsfigur haben die Angehörigen die vielen von den Frauen kunstvoll angefertigten Opfergaben gelegt, vor allem Eßwaren, Früchte, Reis, Gewürze und sonst alles, was zur balinesischen Küche nötig ist, damit der Abgeschiedene im Jenseits keinen Mangel leide.

Nachdem der imposante Aufbau reichlich mit Öl begossen ward, wirft man einen Feuerbrand hinein. Lodernde Flammen verzehren die Opfergaben, dichte Rauchwolken steigen empor. Ein glimmender Aschenhaufe ist das Ende.

Aus der erkalteten Asche suchen die Angehörigen die nicht verbrannten Knochenreste heraus und zerstoßen sie. Der Staub wird ins Meer gestreut.

Auf dem herrlichen Eiland steht der Tanz in hohem Ansehen. Bei allen öffentlichen Feiern wird getanzt. Bei Tempelfesten huldigen Frauen und Mädchen durch schöne rhythmische Reigen den Göttern. Aus allen Gegenden der Insel strömt das Volk zu solchen Feiern herbei. Meilenweit tragen Frauen im glühenden Sonnenbrand hohe Pyramiden Opfergaben auf ihren Köpfen

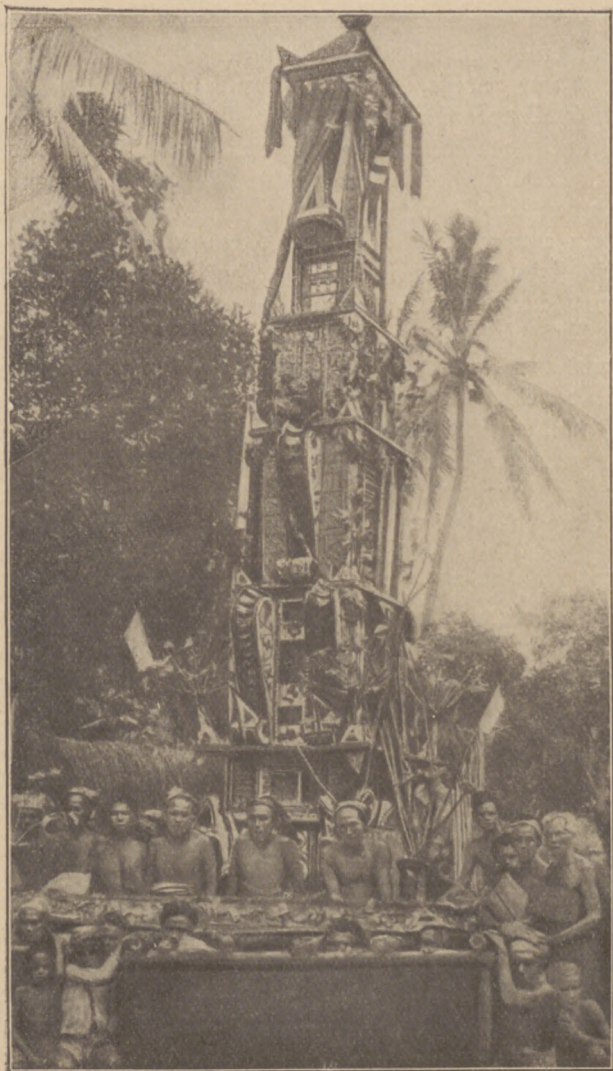


Ein Tempelmädchen mit reichhaltigem Kopfschmuck aus Gold,
Silber, Edelsteinen und Blumen.

zum Tempel: Obst, Speisen, Blumen, Hühner und Backwaren, die, nachdem der Priester sie weihte, der Allgemeinheit zugute kommen. Solche Festlichkeiten wirken unsagbar feierlich. Sie werden durch Pantomimen und allerlei Aufführungen verherrlicht, die Episoden aus balinesischen Legenden, aus der Religion und der Geschichte des Eilandes darstellen. Gesprochen wird wenig dabei, die anmutigen Bewegungen, die ausdrucksvollen Gesten der Glieder und eigenartige Mimik ersetzen das Wort. Von beispielloser Grazie sind die Bewegungen der Mädchen und Jünglinge, geschmackvoll und kostbar ihre Kostüme. Lange wallende seidene Gewänder, flimmernde Lanzhelme, schöne Rüstungen und Waffen, herrliche blizende Diademe, Blumen in Fülle, bunte Wedel und Schirme tragen zur Verschönerung bei. Mit hellen und dunklen, aus Holz gefertigten Charaktermasken bedecken die Darsteller ihre Gesichter, und die, welche Glieder der Adelsklasse mimen, streifen über die Hände helle Handschuhe mit langen, spizen Fingernägeln. Alle Tanzpantomimen gelten den Eingeborenen als heilig, da es sich dabei um ein den Göttern wohlgefälliges Werk handelt. Begleitet werden sie von der melodischen Musik, dem wunderbaren Gamelangorchester, das die Fürsten halten. Die Leistungen der Musiker sind hervorragend.

Während den Frauen die Huldigung der Götter, das Schmücken der Altäre und das Tragen der Opfergaben zum Tempel überlassen wird, vergnügen sich die Männer mit Hahnenkämpfen, der großen Leidenschaft der Balinesen.

Diese Tierkämpfe, bei denen Wetten abgeschlossen werden, wodurch mancher nicht allein seine gesamte Barschaft, sondern auch den „Sarong“, das Kleid, vom Körper verspielt, hatten derartig überhandgenommen,



Ein Leichengerüst auf dem Wege zum Verbrennungsplatz.

daß die holländischen Behörden strenge Verbote erließen und nur gewisse Tage nach jeweils zwei Monaten für diese Kämpfe freigaben. Die Folge war, daß das Spiel heimlich getrieben wurde. Wer erwischt ward, der verlor seinen Kampfhahn, der nach der öffentlichen Gerichtsverhandlung sofort geschlachtet werden mußte. Außerdem mußte der Besitzer des Kampfhahns noch eine empfindliche Geldstrafe zahlen. Im Wiederholungsfall wanderte er ins Gefängnis.

Auf die Zucht und Abrichtung dieser Kampfhähne wird viel Mühe und Zeit verwendet. Nur gleichschwere Tiere gelten als ebenbürtige Gegner, die mit einem angeschnallten Stahlsporn aufeinander losgehen. Die hocherregten Gesichter der Zuschauer des dichten Kreises lassen erkennen, mit welcher Leidenschaft jeder den Kämpfen folgt.

Das Zeitmaß solcher Kämpfe wird durch tropfendes Wasser festgestellt. Durch ein kleines Loch, das in den Boden einer Kokoschale gebohrt ist, rinnt Tropfen auf Tropfen. Sobald einer der Kämpfer abgetan ist, wird nach der Menge des zurückbleibenden Wassers die Dauer des Kampfes entschieden. Tropfte das gesamte Wasser aus der Schale, dann gilt der Kampf als unentschieden, und es tritt eine Ruhepause ein. Während dieser Zeit nimmt jeder Besitzer seinen Hahn auf den Arm und streichelt und lobt ihn. Mit zärtlichen Worten flößt er ihm Mut ein zum Endkampf.

Bevor die Holländer die Insel in Besitz nahmen, und als die kleinen Fürsten noch die alleinigen Machthaber waren, sind alle religiösen Bräuche streng eingehalten worden. So bestand noch der grausame Brauch, die Witwen mit dem gestorbenen Gatten auf dem gleichen Scheiterhaufen zu verbrennen. Furchtbare Todesurteile



Beginnender Hähnenkampf. Die Hähne, mit den langen Sporen gerüstet, werden auf den Boden gesetzt.

waren üblich, wo der Verurteilte öffentlich mit dem Kris, dem kurzen balinesischen Dolch, erstochen wurde, was erst dann geschah, nachdem er dem mit gezücktem Dolch ihn umtanzenden Vollstrecker die Erlaubnis dazu gegeben hatte.

Dies alles gehört der Vergangenheit an. Heute ist Bali ein glückliches Eiland mit zufriedenen Bewohnern. Blaue Wogen bespülen seine Palmenküste; Nahrung: Reis, Kokosnüsse, Fische und Geflügel, gibt es in Mengen — und fast keine Bettler.



Reigen.

Nach einem Scherenschnitt von J. Meidinger.

Die Einführung des Bildkabeldienstes im öffentlichen Schnelltelegraphenverkehr

Von Ingenieur Kirsch / Mit 4 Bildern

Der 1. Dezember 1927, der uns mit Eröffnung des ersten europäischen Bildkabeldienstes auf der Strecke Berlin—Wien ein „Maximum elektrotechnischer Großleistungen auf dem Gebiet des Fernmeldewesens“ brachte, wird in der Entwicklungsgeschichte der Telegraphie ein Markstein bleiben.

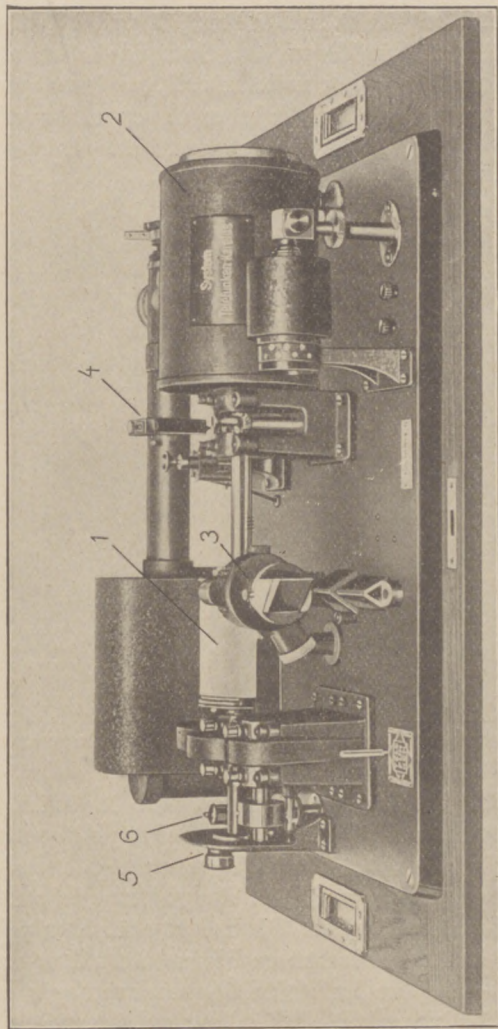
Handelt es sich im gegebenen Falle auch nicht um gewaltige, monströse Objekte, so beweist doch der nach Professor Dr. Karolus ausgebildete Bildtelegraphenapparat in seinem Zusammenschluß als Sende- und Empfangstation in allen Einzelheiten die angestammte Gründlichkeit deutscher Präzisionstechnik. Lediglich der „Karlograph“ hat es ermöglicht, den Bildtelegraphendienst auch auf die Kabelleitung zu übertragen, was als ein gewaltiger Fortschritt im Sinne des gesamten Weltverkehrs zu bezeichnen ist. In der Zusammenarbeit mit unseren hervorragendsten Spezialwissenschaftlern und dem Telegraphentechnischen Reichsamt werden ebenso die Namen „Telefunken“ und Siemens & Halske in den Annalen der Bildtelegraphie gebührend gewürdigt werden müssen.

Die größte technische Schwierigkeit, die zu überwinden war, bestand für die Bildkabeltelegraphie darin, jede vorherige Präparation des Bildes, die früher umständliche Zurichtungsmethoden beanspruchte, auszuschalten.

Auch das veraltete mechanische Abtasten des Bildes,

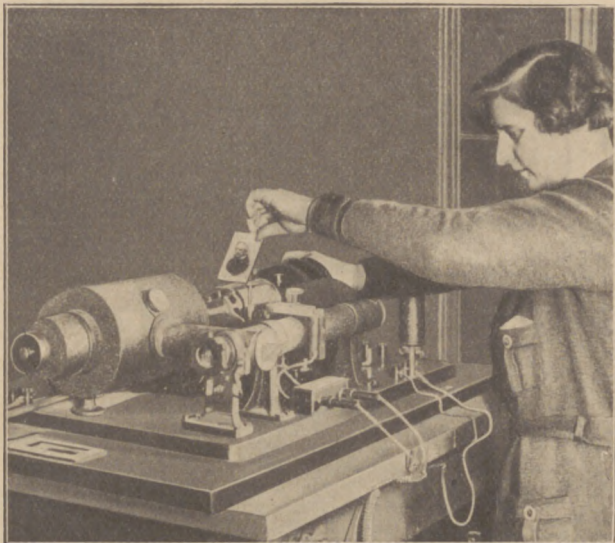
das mit dem Kontaktstift erfolgte, wurde durch ein phototechnisches Verfahren ersetzt, mit Hilfe des Lichtstrahls einer gewöhnlichen Projektionslampe. Sowohl für die elektrische Abtastung des Sendebildes wie zur Fernreproduktion auf den photographischen Film oder auf Papier dienen synchron (gleichzeitig) rotierende, mit der Bildfläche bespannte Walzen, die sich bei jeder Umdrehung um ein fünfstel Millimeter fortschieben, bis die ganze Originalvorlage durch die aus einem Spalt scharf heraustretende Lichtspitze beschrieben, das heißt abgetastet ist. Erst mit dem Karlographen ist das eigenartige Verfahren der Lichtreflexion, die vom Original direkt ausgeht, möglich geworden, wozu ein kleines Präzisionsinstrument: die ringförmige, verbesserte Telefunkenphotozelle nach Dr. Schroeter, nötig ist, deren zentrale Öffnung der auffallende Lichtkegel passieren muß. Das nach den unterschiedlichen Tönungen der Vorlage stärker oder schwächer reflektierte Licht gelangt zu einem hohen Bruchteil auf die der Bildwalze zugekehrte, lichtelektrisch empfindliche Fläche der Photozelle.

Was die rein praktisch-wirtschaftliche Seite des Kabelbildtelegramms betrifft, so wird sich vor allem der besondere Vorzug geltend machen, daß auf verhältnismäßig billige Weise jede Sprache in ihrer Urschrift übertragen wird, im Gegensatz zum gewöhnlichen Telegramm, das bekanntlich nur lateinische Schriftzeichen zuläßt. Die Bildtelegraphie wird sich aber auch auf die Beschleunigung des Geschäftsverkehrs vorteilhaft auswirken, da beispielsweise bildtelegraphisch übertragene Scheckunterschriften so naturgetreu wiedergegeben werden, daß man sie graphologisch zuverlässig zu prüfen vermag. Briefe, Urkunden und Glückwunschtelegramme in jeder beliebigen Schriftausfertigung gelangen als



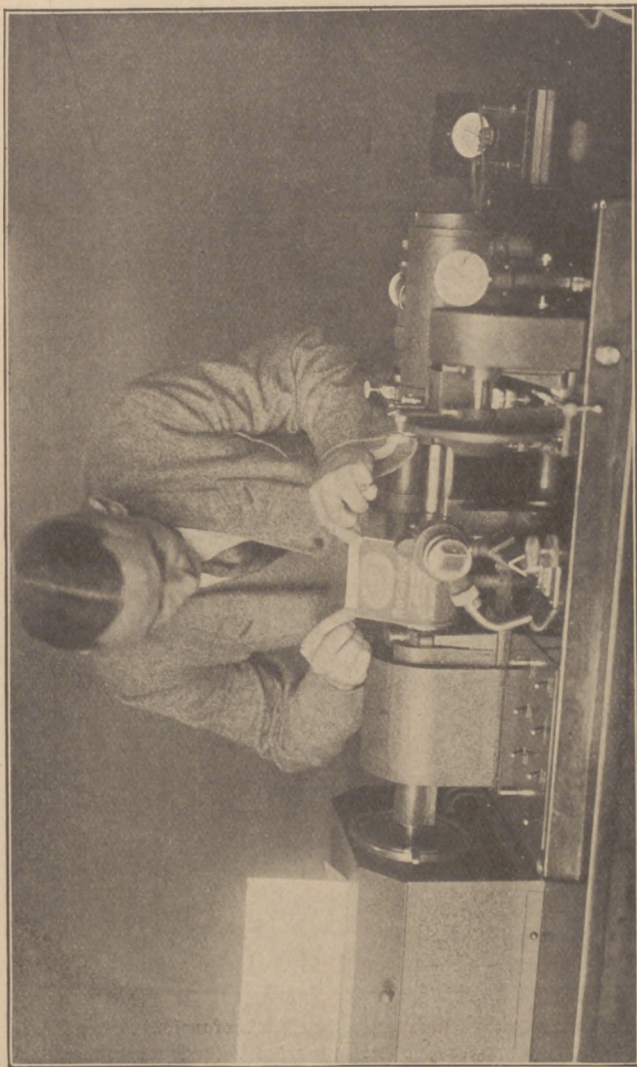
Der Bildtelegraph (Karlograph) als geschlossene Apparatur für Sendung und Empfang.
 1. Sendewalze, 2. Empfangswalze, 3. Photosystem, 4. Karoluzelle für Empfang, 5. und
 6. Präzisionsregulierung für gleichzeitige Umdrehung der Sende- und Empfangswalze.

vollgültiges Autogramm in kürzester Zeit in die Hände des Empfängers. Für Technik und Industrie lassen sich auf raschestem Wege alle informatorischen Unterlagen beschaffen, und ebenso sind Erfinder imstande, sich ein Urheberrecht bildtelegraphisch in mehreren Staaten



Einlegen einer Photographie Hindenburgs in die Sendetrommel des Apparates.

schützen zu lassen. Für die Kunst ergibt sich der untrügliche Nachweis von Fälschungen, und nicht zuletzt wird die Presse sich die Vorteile dieses neuesten Betriebsmittels im schnelltelegraphischen Nachrichtenverkehr zunutze machen. Der Berliner Börsenkurszettel kann fast gleichzeitig in allen maßgebenden Börsenstädten Europas erscheinen — bei der drahtlosen Übertragung sogar in allen Überseeländern.



Übertragung eines Reklamebildes, das im Original auf die Sendetrommel gespannt wird. Die Photogelle befindet sich seitlich vor dem Bild.



Ein Bildtelegraphenpaar Wien-Berlin
ist ein würdiger Fortschritt auf
dem Gebiete der Fernmittelelegraphie;
möge für alle anverwandten Folgen
gütigen!

Lauterbach in Leipzig

Bildtelegramm des Österreichischen Bundeskanzlers an den Deutschen Reichskanzler. Zur Eröffnung des Bildtelegraphenverkehrs
Wien—Berlin.

Als Mindestgebühr für Bildkabeltelegramme im Ausmaß von 10 : 4 Zentimeter werden acht Reichsmark erhoben; für jedes weitere Zentimeter Bildhöhe zwei Reichsmark mehr. Diese Sätze ermäßigen sich in der verkehrschwachen Zeit des Fernsprechverkehrs (zwischen 21 bis 8 Uhr) um zwanzig Prozent und mehr. Weitere Ermäßigungen sind für die Sendung von Bildtelegrammen im Zeitungs-, Nachrichten- und Pressphotodienst nach jeweiligen Vereinbarungen in Aussicht gestellt. Die Höchstausmaße aller Bildtelegramme beschränken sich auf 10 : 19 Zentimeter, das ist die größte verfügbare Fläche der Bildtrommel. Doch können auch größere Bilder übertragen werden, was lediglich eine Zerlegung in einzelne Teilabschnitte erfordert.

Mahnung

*Genieße still zufrieden
den sonnig heitern Tag,
du weißt nicht, ob hienieden
ein gleicher kommen mag.*

*Es gibt so trübe Zeiten,
da wird das Herz uns schwer,
da wogt von allen Seiten
um uns ein Nebelmeer.*

*Da wüchse tief im Innern
die Finsternis mit Macht,
ging' nicht ein süß Erinnern
als Mondlicht durch die Nacht.*

J. Sturm.

Ein guter Fang



Turponfische, in der Nähe Floridas gefangen. Der größere Fisch wiegt hundertvierzig Pfund.

N. J. Springer.

Eine Giftpflanze als Volksnahrung

Von Dr. J. Montanus / Mit 2 Bildern

Stoffe, die den Tod bringen, und solche, die zum Aufbau und zur Erhaltung des Lebens dienen, birgt die in Südamerika heimische Mandiokawurzel: ihr Saft enthält ein starkes Gift, das Mehl aber bietet eine nahrhafte und wohlschmeckende Speise für Millionen Menschen. Glücklicherweise ist das Manihottoxin, wie der Chemiker den schädlichen Bestandteil dieser Pflanze nennt, so leicht zerseßlich, daß er beim Trocknen verflüchtigt. Wenn man die oft über ein halbes Meter langen fleischigen Knollen in dünne Scheiben schneidet und einige Stunden an der Sonne dörret, kann man sie unbesorgt als Viehfutter verwenden, während nach dem Genuß der frischen Wurzeln die Haustiere bald aufschwellen und unter fürchterlichen Krämpfen sterben.

Für Speisezwecke werden die außen braunen, innen gelblichen Knollen geschält, zerrieben, ausgepreßt und dann im Ofen oder auf erhitzten Steinen zu etwas bitter schmeckenden, weißbrotartigen Kuchen verbacken, die keine Spur von Gift mehr enthalten. Mancher, der diese eigenartige Wurzel nicht zu behandeln wußte und sie roh verzehrte, büßte seine Unkenntnis mit dem Tod. Als Stanley zum Entsatz des deutschen Afrikaforschers Dr. Schnitzer, genannt Emin-Pascha, im Jahre 1889 mit ostafrikanischen Suahelinegern am Kongo aufwärts zog, vergifteten sich viele dieser Leute mit dieser Knollenfrucht.

Der Maniok, wie ihn die Europäer nennen, wird auch

in Westafrika als Brotfrucht viel gepflanzt, wohin ihn schon im sechzehnten Jahrhundert portugiesische Sklavenhändler von Südamerika her eingeführt hatten. Als Stammland des Gewächses darf Brasilien gelten, wo man den fast zwei Meter hohen Strauch mit den handförmig geteilten, langgestielten Blättern, welche an die unserer Kastanie erinnern, in sieben verschiedenen Arten zieht. Die Pflanze gehört zu den Wolfsmilchgewächsen, wie schon der milchige Saft verrät, der außer dem genannten Giftstoff auch Blausäure enthält. Früher schrieb man die tödliche Wirkung der frischen Wurzeln der Blausäure zu, doch findet sich dieses Gift in viel zu geringen Mengen darin, als daß diese Meinung zu rechtfertigen wäre.

Die zehn bis dreißig Pfund schweren Rüben ähneln in ihrer Form unseren Dahlienknollen. Sie sind reich an Stärke, die man gewinnt, indem man die zerriebene Masse nach wiederholtem Wässern siebt, worauf das Mehl sich aus dem Wasser niederschlägt. Der besseren Bindung wegen wird es in Amerika mit etwas Weizenmehl vermengt und dann zu Broten oder Kuchen verbacken, wenn man es nicht als Brei genießt, der allerdings ohne Würze fad schmeckt. Die als „Farinhamehl“ — ein Wort, dessen erster Teil selber schon Mehl bedeutet — vertriebene Handelsware wird sorgfältig von allen holzigen Bestandteilen gereinigt. Wird diese Stärke wieder angefeuchtet und durch engmaschige Bambussiebe gepreßt, so bilden sich krümelige Brocken, die, auf erhitzten Platten getrocknet, den Tapioka- (vom „Tapioka“ der Indianer) oder Mandiokasago liefern. Bekanntlich bereitet man daraus gute Suppen. Das auch unter dem Namen „Brasilianischer Arrowroot“ bekannte Mehl liefert eine von Kindern geschätzte Nahrung oder feines Backwerk.



Maniok- oder Kaffawastrauch mit geteilter Wurzel. (F. D. Koch)

Der Maniok ist nächst dem Mais das wichtigste Volksnahrungsmittel Südamerikas und war es lange schon vor der Entdeckung der Neuen Welt, wie die Gräberfunde des großen Totenfeldes von Ancon im alten Inkareich beweisen. Als die Europäer kamen, wurde das in Südamerika, in Mexiko wie in Westindien verbreitete Gewächs auch nach Asien verpflanzt, wo es besonders auf Malakka gut gedeiht.

Heute wird es überall gepflanzt, soweit es das Klima erlaubt, denn bei geringer Arbeit ist der Ertrag so reich, daß sogar der faule Neger ganze Felder damit bestellt.

Die meiste Handelsware aber kommt auch heute noch aus Brasilien, das jährlich an dreihunderttausend Zentner ausführt, dem Singapore an zweiter Stelle folgt.

Will man eine Pflanzung anlegen, so genügt es schon, wenn die daumenstarken Stengel in spannenlange Stücke geschnitten und in zwei Meter Abstand bis zur Hälfte schräg in den Boden gesteckt werden. Nach wenigen Wochen treibt aus den Knospen ein neuer Strauch, und sieben Monate später kann die Ernte beginnen, die längere Zeit anhält, weil immer neue Knollen nachwachsen. Jede Pflanze liefert davon durchschnittlich zehn Pfund, aus denen man fast drei Pfund Mehl gewinnt.

Die Knollen werden übrigens auch zur Bereitung eines wohlschmeckenden, doch stark berauschenden Getränkes verwendet, dem die Indianer bei Festgelagen wacker zusprechen.

Der Maniok gedeiht am besten auf trockenem Sandboden, denn wenn er auch in höheren feuchten Lagen fortkommt, so werden unter diesen Umständen die Wurzeln doch so giftig, daß man sie mit besonderer Vorsicht zubereiten muß. Sogar die Blätter, die trotz der Giftigkeit von Heuschrecken, Raupen und auch von Antilopen



Ein Maniokfeld in Afrika.

F. D. Koch.

ohne Schaden gefressen werden, benützt man als Gemüse, da sie durch Kochen ungefährlich werden. Es gibt auch eine ungiftige, ebenso wohlschmeckende Art, die namentlich in Südbrasilien, dem angrenzenden Paraguay und in Nordargentinien wächst. Man nennt sie den süßen Maniof- oder Kassawastrauch, der sogar in tausend Meter Höhe sich besser entwickelt und schneller reift als der bittere Maniof oder Juka, wie man ihn unter Weglassung der Bordersilbe nennt. Trotzdem wird diese Art nicht gern angebaut, weil ihre dunklen Knollen kleiner und weniger haltbar sind als die ihres Verwandten, die ohnehin schon an der Luft so leicht verderben, daß man sie zum Gebrauch in Erde aufbewahrt, in der sie lange brauchbar bleiben. Die an sich giftige Wurzel ist also eine Wohltäterin zahlloser Indianer, Kreolen, Neger und Malaien, die im Leben unzähliger Menschen so wenig entbehrlich ist wie anderwärts der Reis oder die Kartoffel.

Silbenrätsel

Aus nachstehenden zweiundsiebzig Silben sind fünfundzwanzig Wörter zu bilden, deren dritte und vierte Buchstaben, der Reihe nach von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch ergeben.

ban, bee, brin, bu, äe, äen, da, de, di, dorff, droh, e, e, ei, ef, erd, erd, fran, frie, ge, ge, gen, gen, ger, gold, ha, fa, ta, tor, la, last, lant, li, li, lin, ling, ma, mu, ne, ne, nett, nu, nus, on, pat, pi, ran, re, re, rei, reut, sa, schuß, schu, se, si, si, fi, fi, for, spi, stel, stell, stoi, ta, tau, tel, tol, tre, va, vi.

Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Gewürz, 2. Briefe des Neuen Testaments, 3. deutscher Dichter, 4. Insel im Mittelländischen Meer, 5. Tasteninstrument, 6. Wasserfahrzeug, 7. chirurgischer Verband, 8. Mädchenname, 9. männliche Biene, 10. Espilz, 11. Heuchler, 12. starkriechendes Parfüm, 13. italienische Hafenstadt, 14. Staudenfrucht, 15. Geldschrank, 16. Salbe, 17. italienischer Tanz, 18. russischer Dichter, 19. Nachprüfung, 20. Gewerbeunternehmen, 21. Gehilfe Luthers, 22. Zierpflanze, 23. rechtsrheinisches Gebirge, 24. Stoßwerk, 25. Stadt im württembergischen Schwarzwaldkreis.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes



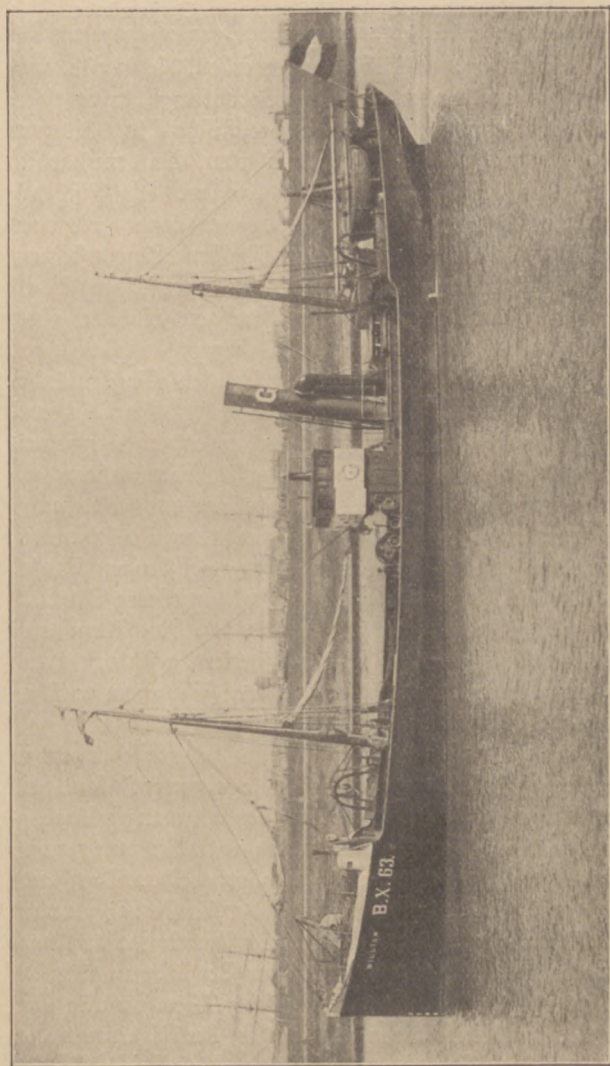
Das „Mammothhaus“ der South-Western Bell-Telephone Company in Saint Louis. Die oberste Plattform befindet sich zwei- unddreißig Stock über dem Boden. Scherl.

Deutschlands größter Fischereihafen Geestemünde

Von J. Burger / Mit 4 Bildern von Meinken

An der deutschen Nordseeküste hat sich in wenigen Jahrzehnten ein Gewerbe aus kleinen Anfängen zu einer Bedeutung entwickelt, die wenig bekannt ist — die Hochseefischerei. Die Hauptwirkungsstätte ist aber nicht, wie man annehmen könnte, Hamburg oder Altona; der größte deutsche und, wie man bald wird sagen können, größte Fischereihafen unseres Kontinents liegt an der Mündung des nach 1918 einzigen ganz deutsch gebliebenen Stromes, der Weser: der Fischmarkt Geestemünde. Tagaus, tagein wird hier der von deutschen Fischdampfern auf den Fischgründen der Nordsee, des Skagerraks und des Kattegatts, im hohen Norden in den isländischen Gewässern oder im Weißen Meer erbeutete „Segen des Meeres“ an Land gebracht, und tagaus, tagein rollen Fischsonderzüge vom Geestemünder Fischbahnhof ins Binnenland.

Geestemünde nimmt nicht zufällig die führende Stelle im deutschen Hochseefischereigewerbe ein, denn von dort ging die Einführung des Dampferbetriebes in die deutsche Seefischerei aus. Als im Jahre 1885 von der Geeste aus zum ersten Male in Deutschland ein Fischdampfer auf den Fang auslief, herrschte noch wie schon seit Jahrhunderten der Segelfischer. Drei Jahre später drängte die Masse der von der Geestemünder Fischdampferflotte eingebrachten Fische zur Änderung des seitherigen Systems, des freihändigen Verkaufs, man sah sich genötigt, die Auktion einzuführen. Die damalige Heimstätte des



Auf Fangreise ausfahrender Fischdampfer.

Geestemünder Hochseefischereigewerbes, die Geeste, war 1891 zu eng geworden. Die Bedeutung der Hochseefischerei erkennend, erbaute der preußische Staat bis zum Jahre 1896 den jetzigen Fischereihafen. Seitdem hat sich ein gewaltiger Aufschwung vollzogen. Die Fischereianlagen bedecken ein weites, vor der Stadt gelegenes Gelände, das mit seinen vielen Straßen, Schornsteinen, Eisenbahngleisen, Wasserflächen und Lagerplätzen, Schiffen und seinem lebhaften Verkehr den Eindruck einer selbständigen Gemeinde macht. Gegenwärtig besuchen etwa hundertundachtzig Dampfer den Geestemünder Fischereihafen. Die Fischerei wird mit dem Grundschleppnetz, einem etwa vierzig Meter langen, vorn offenen, hinten spitz zulaufenden, aus starkem Manilahangfarn gestrickten Netz betrieben, das, an jeder Seite der Öffnung beschwert, von je einem zur Offenhaltung bestimmten, senkrecht stehenden Scherbrett an zwei langen Stahltrossen, den sogenannten Kurrleinen, mehrere Stunden auf den Fischgründen geschleppt wird. Nach dem Einholen des Netzes wird der Fang sortiert, geschlachtet und schichtweise im wärmesicher isolierten Fischraum zwischen Lagen grobgemahlener Kunsteises verstaut.

Nach Ankunft im Hafen — eine Fangreise dauert in der Nordsee meist acht bis zwölf Tage, unter Island und im Weißen Meer achtzehn bis vierundzwanzig Tage — werden die Fische gelöscht, und zwar nachts, um zu verhindern, daß sie unter der Tageswärme leiden. Die Fänge der einzelnen Dampfer werden, jeder für sich, abgewogen in Kisten mit hundertundzwanzig Pfund Inhalt, nach Sorten und Größen getrennt in den Versteigerungshallen aufgestellt. Kaum ist das Löschgeschäft beendet, so beginnt in den frühen Morgenstunden die Versteigerung. Hier werden die Fische in verblüffender Geschwindigkeit an

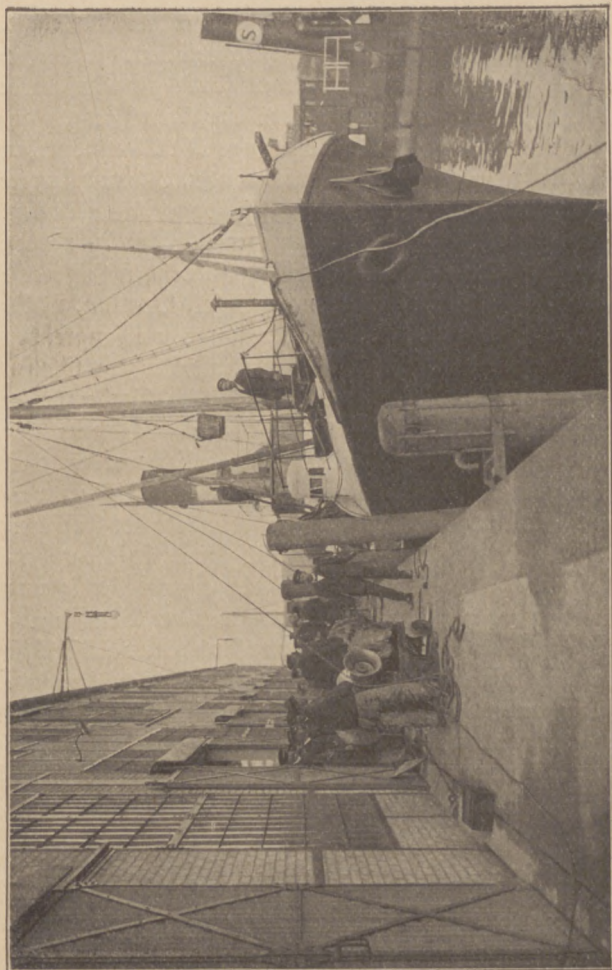


Matrosen bei der Reinigung der Kühlräume.

die anderthalb- bis zweihundert örtlichen Fischfirmen abgesetzt. Die Versteigerung zieht sich bei großen Zufuhren manchmal bis in die späten Morgenstunden hin. Oft werden eine Million Pfund Fische und mehr versteigert. Ein Hallenmeister prüft täglich, ob die angebrachten Fische so beschaffen sind, daß sie in genußfähigem Zustand am Bestimmungsort ankommen. Fische, die diesen Anforderungen nicht genügen, werden beschlagnahmt und den Fischmehlfabriken überwiesen.

Wie stark sich der Verkehr am Geestemünder Markt entwickelt, zeigen die Umsatzziffern; von etwa dreißig Millionen Pfund im Jahre 1897 stieg der Umsatz auf etwa hunderteinunddreißig Millionen im Jahre 1924. Das bedeutet übrigens auch über ein Drittel der Gesamtauktionsumsätze der ganzen deutschen Nordseemärkte. Nach der Versteigerung werden die verkauften Fische sofort in die Versandräume der Fischgroßhändler befördert, dort in Körbe, die mit Matten, Stroh, Papier und Eis ausgelegt sind, verpackt und versandfertig gemacht oder industriell verarbeitet. Da die Menge der verfügbaren Fische bis zur Auktion unbekannt ist, wird der Preis täglich erst in der Auktion gebildet. Angebot und Nachfrage schwanken oft gewaltig, denn die Zufuhr kann von einer Million auf tausend Pfund von einem Tag zum andern sinken oder ebenso steigen. Die leicht verderbende Ware muß sofort abgesetzt werden. Dem Geestemünder Fischgroßhandel, der vor dem Kriege eine umfangreiche Ausfuhr betrieb, gehören etwa hundertunddreißig Firmen an, die in neuen großen staatlichen Packhallen, von denen die größte fünfhundert Meter lang ist, und zahlreichen Privatgebäuden untergebracht sind.

Der Versand der Fische erfolgt von einem besonderen Fischereihafenbahnhof, der, nach dem Kriege angelegt,



Löfchen des Fanges.

allen neuzeitlichen Anforderungen entsprechend eingerichtet wurde. Mit elektrischen Automobilen, die vier beladene Wagen schleppen, werden fertig gepackte Körbe und Kisten vom Packraum der einzelnen Firmen abgefahren und dem Fischbahnhof zugeführt. Dann werden die Sendungen, nach Versandrichtungen getrennt, in vier Obergruppen behandelt und in Fischsonderzüge verladen. Der erste Fischzug fährt gegen sieben Uhr, der letzte gegen zehn Uhr abends. Die als Eilzug fahrenden Züge enthalten direkte Kurswagen nach Basel, Breslau, München, Köln, Trier. Zur Bewältigung des umfangreichen Versandes stehen sechs Laderampen mit fünfzehn Gleisen zur Verfügung. Der Fischversand vom Geestemünder Fischereihafen beläuft sich im Tagesdurchschnitt auf hundertsechzig Eisenbahnwagen. Jährlich werden weit über zweihundert Millionen Pfund brutto Fischgut versandt. Wie zu diesem riesigen Güterverkehr des Fischereihafens ein eigener Bahnhof nötig war, so dient dem Post- und Telegraphenverkehr ein eigenes Post- und Telegraphenamts. Aus dem Anwachsen der Betriebseinnahmen dieser staatlichen Institute kann man Rückschlüsse auf die Zunahme des Verkehrs ziehen. Von dreiunddreißigtausend Mark im ersten Betriebsjahr stieg die Einnahme auf dreihundertvierzigtausend im vergangenen Jahr. Seitdem liegen keine genauen Zahlen vor, doch beziffert sich die Masse der aufgegebenen Telegramme täglich auf ein- bis viertausend Stück.

Neben dem Fischhandel hat sich auch die Fischindustrie bedeutend entwickelt. Die Erzeugnisse der Marinier- und Räucherindustrie sind ja bekannt. Wichtig für diese beiden Zweige ist der Heringsfang; er wird von Geestemünde aus teils mit kilometerlangen Netzwänden von besonders konstruierten Fahrzeugen, teils zu

gewissen Jahreszeiten von Fischdampfern mit dem Beutelnetz betrieben. Außerdem werden im Fischereihafen in bedeutendem Umfange frische Heringe aus dem Ausland eingeführt, die von der Industrie verarbeitet



Planktonuntersuchungen im Arbeitsraum des Fischereiforschungsdampfers „Poseidon“.

werden. Geestemünde hat sich nach dem Krieg in steigendem Maße als Heringseinfuhrplatz ausgebildet. Im Jahre 1923 wurden insgesamt vierunddreißig Millionen Pfund Heringe eingeführt. Ein weiterer Zweig der Fischindustrie ist die fabrikmäßige Zubereitung von Stock- und Klippfischen. Während die Gewinnung von Stock-

und Klippfischen in Skandinavien von jeher durch Trocknen im Freien bewirkt wurde, war die Herstellung dieser Erzeugnisse in Deutschland wegen seiner klimatischen Beschaffenheit nicht möglich, bis es im Jahre 1904 in Geestemünde gelang, die Fabrikation auf künstlichem Wege vorzunehmen. Der Umfang der Geestemünder Stock- und Klippfischindustrie war vor August 1914 so bedeutend, daß das aus einheimischen Fängen stammende Rohmaterial nicht ausreichte, so daß Fische von Island nach dort erfolgter Vorbehandlung in großen Mengen eingeführt werden mußten. Diese Industrie ist hauptsächlich für die Versorgung des Auslandes, insbesondere Südamerikas und der Pyrenäenhalbinsel tätig, da ihre Erzeugnisse in Deutschland nur geringen Absatz finden.

Außer diesen Industrien gibt es noch andere, die sich mit der Verarbeitung von Abfällen und Nebenerzeugnissen befassen; zunächst die Tranindustrie. An Bord der Fischdampfer werden beim Ausweiden der Fische die Lebern gesammelt, in Fässer gepackt und an die Lebertranfabriken abgeliefert, die aus ihnen den hochwertigen Medizinallebertran, ferner Industrietran und als Nebenprodukt Stearin gewinnen. Moderne Fischdampfer sind übrigens mit einer Trankechanlage ausgerüstet. Aus Abfällen und nicht für genießbar erkannten Fischen wird in einer Reihe von Fabriken Fischmehl hergestellt, das früher als Futter- und Düngemittel, jetzt aber nur noch als Futtermittel, besonders für Schweine und Geflügel, verwendet wird.

Daneben entwickelte sich eine große Anzahl von Betrieben, die man als Hilfsindustrien und -gewerbe der Hochseefischerei zu bezeichnen hat, worunter die Tauwerk- und die Netzindustrie von größter Bedeutung sind. Fast alle Reedereien unterhalten eigene Netzmachereien.

Eine Fabrik befaßt sich allein mit der Herstellung von Netzgarn. Zur Deckung des Eisbedarfs der Dampfer und der Versandfirmen sind Kunsteisfabriken entstanden. Drei Fabriken erzeugen täglich siebenhunderttausend Pfund Kunsteis. Korbfabriken, Fabriken für Kisten und Blechdosen stellen das Verpackungsmaterial für frische und geräucherte Fische sowie für Marinaden her. Auch Schiffswerften und Schiffsreparaturwerkstätten sind ständig für das Hochseefischereigewerbe tätig. Am Fischereihafen befinden sich zwei Slipanlagen, auf denen fünf Fahrzeuge gleichzeitig Platz finden, und die fast ständig von Fischdampfern besetzt sind. Dazu kommen Maschinenfabriken, Schiffzimmereien, nautische Apparatbauanstalten, Schiffausrüstungsfirmen, Essigfabriken, acht Bankniederlassungen und weitere dem Hochseefischereigewerbe dienende Betriebe. Tausende von Menschen werden so beschäftigt.

Aber auch die Wissenschaft hat eine Heimstätte am Geestemünder Fischereihafen gefunden. Das Institut für Seefischerei, das hier ansässig ist, hat die Aufgabe, die wissenschaftlichen Fischereiforschungsergebnisse der Praxis nutzbar zu machen. Mit diesem Institut ist ein instruktives Museum verbunden. Auch der Reichsforschungsdampfer „Poseidon“ ist in Geestemünde stationiert.

Die Hochseefischerei hat immer eine wichtige Rolle für die Heranbildung des seemannischen Nachwuchses für die Handelsflotte gespielt. Aus den aus der fischereitreibenden Bevölkerung hervorgegangenen wetterfesten, kernigen Seeleuten rekrutierte sich ein großer Teil der Besatzung unserer Kriegsflotte. Hochseefischerei und Seegeltung hängen aufs engste zusammen.

Die deutsche Hochseefischerei ist eine rein nationale Produktion. Sie wird betrieben mit deutschen Dampfern,

aus deutschem Material auf deutschen Werften erbaut, mit deutschen Mannschaften besetzt und mit deutschen Erzeugnissen ausgerüstet. Mit Hilfe des deutschen Fischhandels und der deutschen Fischindustrie schafft sie ununterbrochen dem deutschen Volke Nahrungsmittel. Die deutschen Seefischmärkte könnten auf dem Gebiete der Ernährungswirtschaft allerdings einen wichtigeren Platz einnehmen als heute, wenn die deutsche Verbraucher-schaft auch nur annähernd in dem Maße wie in dem in Seefischereidungen führenden Großbritannien sich dem Seefischgenuß zuwenden würde. Nach der amtlichen Statistik der Marktverwaltungen sind in den Auktionen der großen Seefischmärkte der Nordsee im Jahre 1922 insgesamt etwa 268 $\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Fische umgesetzt worden. Im selben Jahr hatte allein ein Markt Englands, der von Grimsby, 326 Millionen Pfund Anlandungen zu verzeichnen, also 22 Prozent mehr als die Gesamtauktionsumsätze der deutschen Seefischmärkte zusammen. In England entfällt auf den Kopf der Bevölkerung jährlich eine etwa dreimal so große Menge Seefischverbrauch wie in Deutschland. Bei einer Bevölkerung von sechzig Millionen würde ein Mehrverbrauch von einem Kilo je Kopf im Jahre hundertundzwanzig Millionen Pfund ausmachen, das wäre eine Zunahme von weit über vierzig Prozent der Auktionsumsätze der deutschen Fischmärkte. Man sieht daraus, wie gering der Verbrauch von Seefischen in Deutschland noch ist und wie wenig seine Bevölkerung die wirtschaftliche Bedeutung der Seefischmärkte erkannt hat.

In den Jahren vor dem Kriege stellte sich heraus, daß der Geestemünder Fischereihafen den Ansprüchen des gesteigerten Verkehrs nicht mehr zu genügen vermochte. Nach langwierigen, durch den Krieg verzögerten Vor-

arbeiten ist im Jahre 1921 mit einer großzügigen Erweiterung des Fischereihafens begonnen worden. Durch eine umfangreiche Eindeichung wurde ein weites Gelände gewonnen, ein neuer Hafenschlauch wird angelegt und in Verbindung mit dem jetzigen gebracht. Durch eine moderne große Doppelschleusenanlage wird das gesamte vergrößerte Hafengebiet gegen den Strom abgeschlossen, und der größte deutsche Fischereihafen ist damit auf absehbare Zeiten geschaffen.

Was mancher nicht weiß

In Deutschland wird alle 24 Sekunden ein Mensch geboren, während alle 42 Sekunden ein Mensch aus dem Leben scheidet. Das bedeutet für Deutschland täglich 3600 Geburten und rund 2000 Todesfälle.

*

Das größte Eisenlager der Welt wurde im Gouvernement Kursk, zwischen Moskau und dem Asowschen Meer, entdeckt. Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß in einer Tiefe von etwa 500 Meter ein Erzlager von 200 Kilometer Länge und 64000 Quadratmeter Querschnitt der Ausnützung harret.

*

Die größte Kirche der Welt ist die Peterskirche in Rom, die 54000 Menschen Raum bietet. Der Dom zu Mailand faßt rund 37000 Personen und Sankt Pauli in Rom 32000. Der Kölner Dom hat für 30000 Besucher Platz, und die Paulskirche in London sowie die Petroniuskirche in Bologna fassen je 25000 Personen. Die Hagia Sophia in Konstantinopel kann 23000, Sankt Johann im Lateran (Rom) 21000, der neue Dom zu Newyork 17500, der Dom zu Pisa und die Stephanskirche in Wien je 12000, die Frauenkirche in München 11000 und die Markuskirche in Venedig rund 7000 Menschen aufnehmen.

Wölfe

Erzählung von Margarete Ebert-Hofmann

Morgens vier Uhr. Tiefe Finsternis. Nur vom Schnee, der draußen weit die Erde deckt, kommt fahler Schimmer durch die kleinen Fenster herein.

Die Frau des Jägers hantiert am Herd. Der Jäger schläft noch und auch das Kleine.

Ein Geräusch kommt vom anderen Raum der Jägerhütte her.

„Sei still!“ gebietet die Jägersfrau ein wenig unwirsch dem halbwüchsigem Jungen, der eben verschlafen zur Tür hereinkommt.

„Mich hungert,“ sagt der Knabe mit rauher Stimme. Mit schmutzigen Fingern bindet er sich den Hosengurt fester. „Ist die Suppe fertig?“ fragt er und schielt gierig nach dem Herd.

„Du wirst's wohl erwarten können,“ schilt die Frau halblaut.

Leises Quarren einer Kinderstimme tönt von der Bettstatt in der Ecke herüber.

„Nun hast mir das Mädle wach gemacht. Gleich wird der Vater auch wach sein. Da setz' dich hin und nimm's Mädle.“

Schweigend gehorcht der Junge. Die ruhige fürsorgliche Bewegung, mit der er das kleine Kind willfährig in die Arme nimmt, müßte der Stiefmutter doch gefallen. Aber sie schaut gar nicht hin. Keinen Blick hat sie für ihn. Sie ist froh, wenn sie den Stieffohn nicht sieht. Der Bub' ist ihr zuwider; sie mag ihn nicht.

Es war schon genug, daß sie mit dem Mann in die Wildnis der rumänischen Wälder gegangen ist. Der Jäger hatte daheim in der Steiermark ein übles Treffen gehabt mit zwei wildernden Bauern. Da war ihm geraten worden, eine Zeitlang zu verschwinden, um seines Lebens Sicherheit willen und damit sich die Leute im Dorf beruhigten. Der erschossene Wilderer war eines Großbauern Sohn gewesen. Das hatte in der Sippschaft und in der ganzen Gegend böses Blut gemacht.

Hier in der Wildnis, im Forst eines rumänischen Grafen, sollte der Jäger das Raubzeug abschließen. Drei Jahre mußte er bleiben.

Der jungen Frau war das nicht recht gewesen. Aber sie war mitgegangen. Sie traute dem heißen Blut ihres leichtlebigen Hansel nicht über den Berg. Man hatte ihr gesagt, daß es da unten Fleisch, Milch und Brot in Hülle und Fülle gäbe. So hatte sie sich entschlossen mitzugehen. Sie dachte, daß sie in der Waldeinsamkeit — die Jägerhütte lag auf zwei Wegstunden in der Runde von anderen menschlichen Behausungen entfernt — sich ihren Hansel im Lauf der Jahre so gewöhnen wollte, daß er gewiß ein richtiger, braver Ehemann würde. Es war Zeit; ausgetobt hatte er sich früher genug.

Nun wäre alles gut gewesen. Aber der Hansel war herumgegangen und hatte gedruckst und manchmal vor sich hin gemurmelt. Schließlich hatte sie erfahren, daß er von einer früheren Liebshaft einen großen Jungen hatte, für den er sorgen mußte. Die Mutter des Buben war gestorben, und der Knabe sollte es bei fremden Leuten angeblick nicht gut haben, weshalb es am besten wäre, wenn man ihn mitnehmen könnte.

Über den unerwarteten Familienzuwachs war die Jägersfrau gar nicht erfreut gewesen, aber das hatte sie

doch eingesehen, daß es besser sei, der Junge lebte bei ihnen im Haus, als daß von dem schmalen Einkommen, das zum Rechnen mit jedem Pfennig zwang, auch noch das Pflegegeld für ihn an fremde Leuteginge.

Nun war der große Junge im Haus, und sie tat an ihm, was sie mußte, aber auch nicht mehr. Wenn er nur für Brennholz gesorgt und die Ziege gemolken hatte, ließ sie ihn herumstreunen. Wie er sich die Zeit vertrieb, darum kümmerte sie sich wenig. Wenn der Sommer kam, würde man ihn in die zwei Stunden entlegene rumänische Klosterschule schicken müssen. Aber bis dahin verging noch mancher Tag.

Der Junge trieb sich meist im Wald herum. Kam er wieder heim, dann verzehrte er gierig alles Eßbare, was es im Haus gab; er naschte sogar an den Lebensmitteln, die er vom nächsten Dorf holen mußte. Und mit dem Geld, das er von solchen Gängen heimbrachte, stimmte es auch immer nicht recht.

Dagegen ließ sich freilich nicht viel tun. Die paar Brocken, die der Junge von der Sprache der Bevölkerung aufgeschnappt hatte, waren nicht genug, um der schlauen Übervorteilung des Bodegabesitzers, eines Zigeuners, entgegenzutreten. Aber im stillen dachte die Frau doch, daß der wilde Sproß, dieser Stieffohn, alle Anlagen zum Bösen in sich trage.

Das kleine Stieffschwesterchen hatte sich in den Armen des Knaben bald beruhigt. Es hielt sich still und störte den Vater nicht im Schlaf.

Die Jägersfrau hatte inzwischen zwei Rucksäcke gepackt. Nun sah sie nach der Weckeruhr und rief: „Steh auf, Hansel, 's ist Zeit!“

Der Jäger brummte im Halbschlaf, reckte sich und gähnte. Dann richtete er sich auf. Die aus Birkenstämm-

men zusammengenagelte Bettlade unter dem mit Maisstroh gefüllten Bettsack krachte unter der Last des großen schweren Mannes.

„Zwei Rucksäcke?“ fragte er.

„Ich geh' heut mit hinauf, Hansel,“ sagte die Frau. „Mir ist so angst, wenn ich hier in der Hütte so verlassen sitze und nicht weiß, was droben im Wald geschehen kann. Wenn der Graf kommt, geh' ich, noch bevor es dunkel wird, wieder zurück.“

„'s ist gut,“ nickte der Jägerhansel. „Über das Mädle? Kann denn das so allein bleiben?“

„Der Bub' soll's hüten. Ich stell' ihm Essen genug hin, dann ist er zufrieden. Er braucht ja doch nicht jeden Tag draußen herumzulungern.“

Die Frau holte einen Topf vom Herd und schöpfte die Suppe in die Teller.

Eine Petroleumlampe erhellte kärglich die Stube. Draußen war es noch immer bleigrau.

„Daß du gut aufs Feuer achtgibst und nir anstellst! Und daß du mir ja das Mädle behütetest!“ mahnte die Jägersfrau. „Gegen fünf Uhr am Nachmittag komm' ich wieder heim.“

Der Mann hatte sich inzwischen fertiggemacht. Mit schweren Filzstiefeln an den Füßen, mit einem kleinen tragbaren Petroleumofen in der Hand, auf dem Rücken den schweren Rucksack mit vergifteten Ködern aus Pferdefleisch für Luchse und Wölfe stapfte er aus dem Haus. Die Frau, mit dem Rucksack auf dem Rücken, ging hinterdrein.

Schweigsam trotteten sie durch den Schnee und begannen dann, schnaufend und schweigend, den östlich gelegenen Berg zu ersteigen.

Still, fast drohend still war es im Wald. Die Lannen

unter den wuchtenden Schneelasten glichen verzauberten Riesen. Den Jäger und seine Frau berührte die zauberhafte Schönheit des Waldes nicht.

Hansel spähte nach den Spuren des Raubzeugs. Da und dort legte er vergiftete Köder aus, große blutige Fleischstücke. Daran sollten umherschweifende Wölfe und Luchse sich den Tod fressen. Waren sie verendet, dann fand er sie schon irgendwo, und ihre Felle wollte er verkaufen. Das Geld war ein Nebeneinkommen, das er brauchen konnte.

Schade, daß er nicht auch allein auf den Bären gehen durfte; aber das ging nicht. Meister Pech war nicht mehr häufig in der Gegend. Und das Fell eines selbsterlegten Bären war eine Jagdtrophäe, die der Graf genau so oder noch mehr zu schätzen wußte wie seine Vorfahren, die manchen Bären erlegt hatten.

Als Hansel die Losung eines Bären gefunden hatte auf einem Streifgang oben auf dem Berg, hatte er es dem Grafen gemeldet, der als leidenschaftlicher Jäger sofort in höchsten Eifer geriet.

Eine „Luderhütte“ mußte gebaut werden, ein aus dicken Stämmen zusammengebauter Unterschlupf für die Jäger, der für zwei Mann Deckung bieten konnte. Dann suchte er mit unvergifteten Ködern den Bären in die Nähe der Hütte zu locken. Als es feststand, daß er den Köder angenommen hatte, warf man den Kadaver eines Pferdes dicht neben die Hütte und band den Köder mit Draht an den Bäumen fest. Am nächsten Tage sah der Jäger, daß der Bär nicht allein, sondern anscheinend auch das Weibchen, dagewesen war, denn große Fetzen Fleisch waren aus der Pferdeleiche herausgerissen. Nun war's höchste Zeit, und noch in dieser Nacht mußte man alles daransetzen, um zum Schuß zu kommen.

Hansel hatte sich in der Luderhütte eingerichtet. Aber der Graf kam nicht. Die Frau hatte sich gesorgt um ihren Mann, weil er im Nachtdunkel erst heruntergekommen war. Wie leicht hätte er dem Bären in den Weg laufen können.

Heute würde der Graf kommen. Er hatte es melden lassen. Da mußte alles bereit sein, daß man, ohne zu erfrieren, denn es war eisig kalt, rechtzeitig vor Einbruch der Nacht schußfertig in der Hütte lag.

Die Sonne hatte allmählich das Grau des Tages durchbrochen. Als der Jäger und seine Frau oben ankamen, flimmerte und schimmerte es auf dem Schnee wie von tausend Diamanten. Sie achteten nicht darauf. Besorgt betrachtete der Jäger den Köder. Von dem Pferd war nicht mehr viel übrig.

„Wenn der Graf heut nicht kommt, dann ist's aus mit dem Braunen, dann wandert er ab. Und meine Prämie ist auch hin.“

Sie kramten Brot und Speck aus und den wärmenden, rachenbeizenden Zuika, den landesüblichen Pflaumenschnaps. Dann zündete Hansel den Petroleumofen an, schob ihn in die Hütte und sagte: „Man muß das jetzt schon tun, damit das Petroleum nicht mehr riecht, bis es Abend wird.“

Gewohnt, zu jeder Tageszeit schlafen und zu jeder Nachtzeit wieder wachen zu können, wickelte er sich in den mit Schafpelz gefütterten Mantel und legte sich nieder. Bald atmete er tief.

Die Frau packte indes den Rucksack wieder ein. Sie wollte fertig sein, wenn der Graf kam. Da der sicher nicht allein gehen würde, sondern sich von einem Diener begleiten ließ, bestand Aussicht, daß sie den Abstieg nicht

allein zu machen brauchte. Bei der strengen Kälte war dem Raubzeug nicht zu trauen. Einen Browning trug die Frau bei sich, das war hier nötig. Für den Notfall war sie also nicht ohne Waffe.

Gegen vier Uhr am Nachmittag kam endlich der Graf. Wie die Jägersfrau vermutet hatte, war ein Diener mit ihm heraufgestiegen.

„Wir müssen in der Hütte für drei Platz haben,“ sagte der Graf. Er deutete nach dem Diener. „Zancki soll bei mir oben bleiben.“

Das hatte die Frau nicht erwartet; sie mußte zufrieden sein, daß ihr Mann sie ein Stück begleitete. Dann mußte sie allein weitermarschieren.

„Eile dich, sonst wird es zu dunkel!“ rief Hansel der Frau nach. Dann wandte er sich um und stieg wieder hinauf.

Die Frau schritt eilig dahin; sie mußte noch mehr als eine Stunde wandern. Die Kälte wurde schneidend; der Weg war glatt. Wo die Sonne in den Mittagstunden geschienen hatte, war der Schnee oben ein wenig aufgetaut. Das begann nun zu einer glasglatten Fläche zusammenzufrieren, auf der sogar die Eisenspitze des Stockes abglitt. Ein eisiger Wind pffiff durch die ächzenden Bäume; in der Ferne verklang er mit seltsamem Heulen. Aber das war nicht der Wind, was so heulte.

„Ich bin nahe bei der Hütte. Die Hunde, Ben und der Waldmann, heulen,“ dachte sie und wanderte mutig weiter.

Nun, da die Dämmerung schon alles einzuhüllen drohte, sah sie unten auf der Lichtung die Hütte und den Rauch des Schornsteins. Da sprangen auch die Hunde. Dort der große Ben und da der Waldmann. Wie groß der von hier aus erschien. Nein! Das war nicht Wald-

mann. Das waren auch nicht nur zwei Hunde. Das waren überhaupt keine Hunde!

Mit einem wilden Schrei, der sich der erschreckten Frau entrang, ward ihr klar: es waren Wölfe!

Sie hatte es ihrem Mann nicht glauben wollen, daß die Tiere bis herunter zu den Häusern kamen, wenn sie hungrig waren. Nun wußte sie das gewiß.

Ihr Kind! — Das liebe, kleine Mädchen!

Sie lief, so rasch es ging, dahin, den Browning schußbereit in der Hand haltend, denn nun galt es vielleicht das Leben.

Wieder hörte sie das schauerlich langgezogene, entsetzliche Heulen. Und dann sah sie mehrere dunkle schattenhafte Gestalten nach dem Wald zu gleiten.

Als sie der Hütte auf Schußweite nahe gekommen war, gewahrte sie einen dunklen Körper vor der Haustür. Sie zielte und schoß.

Dann rannte sie näher. Der dunkle Fleck lag reglos vor der Tür. Sie schoß nochmals. — Halt! — Klang das nicht wie Wimmern und Schreien?

Nun war sie am Haus angelangt und fiel fast über einen dunklen, zottigen Körper. Sie stürmte in die Stube, die vom Herdfeuer erhellt war. Sie fand den Knaben halb über dem Tisch liegend, aus einer Wunde an der Schulter blutend.

„Wo ist das Kind?“ fragte sie hastig.

„'s Mädle? Oh, das Mädle hab' ich gut verwahrt, da wär' keiner dran gekommen, aber . . .“ Da ward der Knabe weiß im Gesicht, taumelte und fiel hin.

Sie verrammelte hastig die Tür. Nun war sie im Haus und sicher.

An dem ohnmächtigen Knaben vorbei lief sie in den Nebenraum und hörte das Mädchen leise weinen. Weich

gebettet auf dem Heuhaufen lag das Kind. Um den Heuhaufen herum waren aber alle Kisten und Kasten, Schemel, Latten und Bretter, die es in der Hütte gab, aufgebaut wie eine Barrikade.

Mit zitternden Händen bahnte sich die Mutter einen Weg hindurch und nahm das Kind an ihre Brust. Das hatte der Junge doch klug gemacht. Nun erst fiel ihr ein, daß er draußen am Boden lag, leblos und blutig.

Sie legte das Kind auf den Heuhaufen und lief zu dem Knaben. Da sah sie das aus der Wunde an der Schulter fließende Blut: sie mußte ihn offenbar unabsichtlich getroffen haben.

Sie legte ihm ein nasses Tuch auf die Stirn, bettete ihn auf die Bank neben dem Herd, streichelte die mageren Arme des Knaben und redete ihm aufmunternd zu. Als alles nichts half, nahm sie aus dem Rucksack die Flasche mit dem Zuka.

Als die brennende Flüssigkeit den Gaumen des Jungen neßte, öffnete er die Augen.

„'s Mädle ist sicher,“ sagte er matt. Dann sank er wieder zurück . . .

Der Frau war es nicht bewußt, daß sie um den Knaben nicht sorgender und liebevoller bemüht sein könnte, wenn er ihr eigenes geliebtes Kind gewesen wäre.

In dieser Nacht, die kein Ende zu nehmen schien, schloß die Jägersfrau kein Auge. Der Knabe schlief auf der Herdbank, das kleine Mädchen ruhte in den Armen der Mutter.

Als die ersten Tagesstrahlen durch die kleinen Fenster drangen, regte sich der Knabe.

„Bleib liegen!“ sagte die Frau. „Wenn der Vater kommt, muß er dich zum Doktor tragen.“

„Ich brauch' keinen Doktor,“ wehrte der Knabe ab, „das bissel da“, er deutete auf die Schulter, „hat mich doch nur gestreift.“

„Aber das viele Blut!“ klagte die Frau. Schauernd betrachtete sie die roten Blutflecken am Hemd und der Hose.

„Das — ja, das ist ja von ... Ach, du weißt ja noch gar nichts.“ Er richtete sich langsam auf und fing an zu erzählen.

„Als ihr fortgegangen wart, hab' ich erst das Mädle gefüttert. Dann hab' ich gegessen. Der Ben und der Waldmann sind ein bissel vor die Hütte gesprungen, aber bald wiedergekommen. Die Sonne hat wohl geschienen, aber es war doch arg kalt. Wie ich das Mädle grad am Mittag ins Bett gelegt hab', wollt' ich mit den Hunden ein wenig vor der Thür herumspringen. Ich hab' gepfiffen, aber sie blieben beim Ofen liegen und schauten mich so an, als ob ihnen nicht gut wär'. Nach einer Stund' lagen sie alle beide da, steif wie Holz. Da ist mir eingefallen, ob dem Vater net vielleicht von den Ködern, die ihr eingepackt habt, was heruntergefallen ist. Die Hunde müssen's gefressen haben. Gelt, Mutter, du kannst dir denken, was ich für eine Angst gehabt hab', wenn du heimkommst und die Hunde sind hin. Ich hätt' mich am liebsten gleich selber auch dazugelegt. Aber 's Mädle war ja noch da, auf die Kleine mußst' ich doch achtgeben und für sie sorgen, gelt?“

Die Frau saß still da. Sie dachte: „Wie der Bub' mich anschaut! — Er hat eigentlich schöne blaue Augen.“

„Nun? Und weiter?“ drängte sie.

„Angst hab' ich g'habt und war doch froh, daß du noch nicht kamst, weil die Hunde tot waren. Dann ist's dunkel geworden, und da ging ein Geheul los, daß ich zuerst

dachte, der Ben sei wieder lebendig, aber die lagen beide noch stocksteif da am Herd. Und da hab' ich zum Fenster hinausgeschaut und bin fürchtig erschrocken, wie ich den großen Kerl gesehn hab', viel größer als der Ben. Und hinter ihm sind immer mehr gekommen. Da hab' ich's erkannt, das sind Wölfe! Aber wir waren ja im Haus. Da konnten sie nicht 'rein. Aber du warst doch unterwegs, Mutter."

Die Frau neigte sich über das schlafende Kind in ihrem Arm und fühlte brennende Röthe in den Wangen.

"Da ist mir eingefallen: Den Ben und den Waldmann kann ich doch nimmer lebendig machen. Und da hab' ich halt die zwei genommen, und geheult hab' ich dabei, Mutter. Ich hab' sie abgezogen, wie ich's vom Vater gesehen hab' neulich bei dem Luchs. Und dann hab' ich sie als Köder zurechtgemacht und Gift 'reingetan, ich wußte ja, wo das Gift war. Dann hab' ich's Mädle dahinten auf den Heuhaufen gelegt und den Kram drum herum aufgestellt, weil ich doch die Thür aufmachen mußte, wenn ich die Köder hinauswerfen wollte, denn die Fenster gehen so schwer auf. Dann hab' ich die Thür nur so weit aufgemacht, daß ich grad mit dem Arm durchlangan konnte, und hab' die Fleischstücke hinausgeworfen. Gesehen hab' ich nicht, wohin sie gefallen sind, nur die glühenden Augen von dem großen Kerl hab' ich gesehn. Und dann hab' ich's noch mal so gemacht und später noch mal. Auf einmal ist's draußen ruhiger worden. Ich hab' grad raussehauen wollen, da hört' ich einen Schuß. Vielleicht ist's der Vater, denk' ich und will vorsichtig raussehauen aus der Thür, da hat's mich an der Schulter getroffen. Aber gelt, Mutter, dir ham sie nix getan? Und dem Mädle auch nicht. Und der Ben und der Waldmann, die waren ja schon tot."

Der Knabe stand auf und sah seine Kleider an, die mit Blut beschmiert waren, und klagte: „Der arme Ven und der gute Waldmann!“

Er schluchzte. Und die Frau weinte nun mit ihm. Doch es war nicht allein die Trauer um die verlorenen Hunde, es waren andere Empfindungen, die ihr Tränen unaufhaltsam in die Augen trieben. —

Als gegen Mittag der Jäger mit dem Grafen und dem Diener in bester Jagdlaune herunterkam — sie hatten den Bären erlegt —, da stießen sie unterwegs in verschiedenen Abständen auf sechs große Kadaver. Verendete Wölfe. Sie hatten sich an dem Fleisch der vergifteten Hunde den Tod gefressen.

Vor der Haustür fanden sie den siebten Wolf; es war der größte, den der Schuß der Jägersfrau getödet hatte.

Das gab ein schier endloses Staunen und Bewundern, als die Männer hörten, wie tapfer der Bub' des Jägers gehandelt hatte. Dem Buben aber tat alles das nicht so wohl wie die Hand der Mutter, die scheu lieblosend seinen struppigen Schopf streichelte.

Namenrätsel

t e w a l r	männlicher Vorname
b a l i s e l e	weiblicher
d a e h r o l n	männlicher
e i e m h r n	weiblicher
d e a r u d	männlicher
f o a w d u l i	weiblicher
m i i a r m a n l i	männlicher
d o e t h r o	männlicher
i e m l i e	weiblicher
p l o e d o l	männlicher
j o i l t e t e l e	weiblicher

Die Buchstaben müssen so umgestellt werden, daß die Anfangsbuchstaben der Vornamen, von oben nach unten gelesen, den Titel eines Schauspiels von Schiller ergeben.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Unsere Dritte Preisaufgabe

Wie bereits in Band 5, Jahrgang 1928 mitgeteilt, wenden wir uns heute mit der dritten und letzten Preisaufgabe des laufenden Jahrgangs an unsere Leser und hoffen, daß es dem Scharfsinn unserer Abonnenten auch diesmal gelingen wird, die Nüsse unseres Rätselonkels zu knacken.

Wer kann helfen?

Das ist der Titel unserer heutigen Preisaufgabe, die wiederum aus drei Teilen besteht, die einzeln zu lösen sind. Auf Seite 193 bringen wir eine eigenartige Abbildung. Eine Illustration wurde zerschnitten und soll nun zusammengesetzt werden. Wir bitten deshalb unsere Rätsellöser, das Blatt an der bezeichneten Stelle herauszunehmen, die einzelnen Teile sauber auszuscheiden und das Ergebnis — ein lustiges Bildchen — aufgeklebt uns zu übersenden.

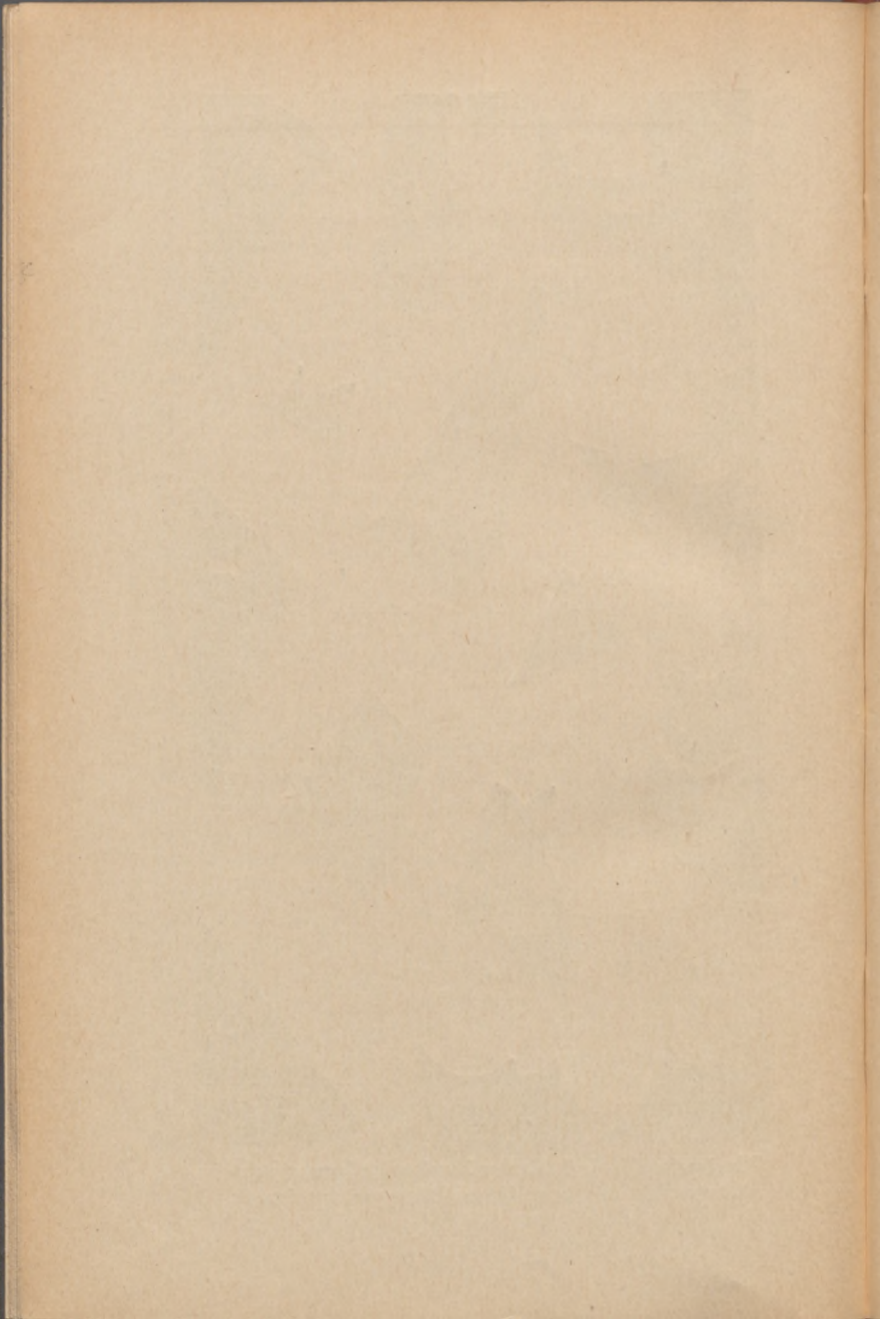
In der auf Seite 195—197 befindlichen Erzählung sind neun Titel von Aufsätzen und Erzählungen enthalten, die in den bisher erschienenen ersten sechs Bänden des laufenden Jahrgangs 1928 veröffentlicht wurden. Es besteht nun die Aufgabe, diese Titel herauszufinden und auf dem dafür vorgesehenen Vordruck auf dem gelben Blatt nach Seite 208 einzutragen.

Besonders interessant ist die Lösung der dritten Teilaufgabe. Bei der kürzlich veranstalteten Bestandsaufnahme unserer Bildervorräte stellte es sich heraus, daß aus Versehen — der Seherlehrling meint zwar mit Absicht — vergessen wurde, die auf Seite 198 wiedergegebene Abbildung in einen Aufsatz einzustellen. Wer von unseren Lesern kann herausfinden, zu welchem von den in Band 1 bis 6, Jahrgang 1928 veröffentlichten Aufsätzen diese Illustration gehört? — Der Titel dieses Aufsatzes ist gleichfalls auf dem Vordruck für die Rätsellösungen auf dem gelben Blatt nach Seite 208 einzutragen.

Hier abtrennen!



a) Die einzelnen Teile sind auszuschneiden, zusammenzusetzen und aufgeklebt mit den übrigen Lösungen einzusenden.



h) Der Durchbrenner

In der Wandelhalle eines der großen Hotels von Sankt Moritz, die zur Winterzeit ebenso besucht sind wie im Sommer, saß eine bunte Gesellschaft beieinander. Man unterhielt sich eifrig, denn die meisten Damen und Herren hatten sich im Lauf der Zeit kennengelernt und mehr oder weniger angefreundet. Leila, die Gattin des Bankiers Mergenthaler, wandte sich an den neben ihr sitzenden Schriftsteller Doktor Kessler, der, wie man bald herausgefunden hatte, an einem größeren, umfangreichen Werke „Wunder des Erdballs“ arbeitete.

„Bitte, Herr Doktor, hätten Sie nicht die Güte, einiges von den interessanten Erlebnissen auf Ihren Reisen zu erzählen? Darf ich so unbescheiden sein und Sie an das letzte Wort erinnern, das Sie heute vormittag auf der Eisbahn an mich richteten?“

„Ja, ich weiß schon: im letzten Augenblick, ehe wir uns verabschiedeten, gab ich Ihnen das Versprechen; aber ich dachte nicht, daß ich hier in so großem Kreise etwas zum besten geben sollte!“

Da fiel ihm Elisabeth, die Tochter des bekannten Großindustriellen Kinner ins Wort. „Aber Herr Doktor, wir kennen ja alle Ihre Bescheidenheit, also bitte, bitte!“

„Wenn so verführerische Augen bitten, kann ich wohl nicht anders und hoffe nur, die Herrschaften nicht zu langweilen,“ entgegnete Doktor Kessler, zündete sich eine frische Zigarre an und fuhr fort: „Ich will heute nicht über meine Abenteuer in Grönland oder über meine Fahrt ins Goldland berichten; auch wissen Sie alle, daß ich ebenso im Herzen von Dalarna wie zwischen Däsen umhergestreift bin. Nein, nur eine ganz kurze Geschichte will ich Ihnen erzählen, da ich von so liebenswürdiger Seite gebeten wurde. Das Zauberland der Neuen Welt mit seinen herrlichen Naturschönheiten lag hinter mir. Voller Befriedigung über das Gesehene saß ich im Zug und fuhr der amerikanischen Küste zu. Es fiel mir zunächst nicht auf, daß der Expresß etwa übermäßig schnell fuhr. Ich sah draußen die Landschaft vorbeischießen, unter uns polterten die Weichen . . . Gelangweilt las ich in einer Zeitschrift, mußte aber bald aufhören, denn der Wagen schleu-

derte derartig hin und her, daß man meinte, auf einem Dzeandampfer bei stürmischer Fahrt zu sein. Zufällig blickte ich zum Fenster hinaus und sah einen Streckenwärter mit einer roten Fahne. Aber kaum gesehen, war die Erscheinung schon verschwunden. Die Fahrgeschwindigkeit schien von Minute zu Minute größer zu werden. Einigen Mitreisenden war das Tempo auch aufgefallen; hie und da debattierte man über die Ursache und meinte den Grund in der Zugverspätung suchen zu müssen. Möglich erscholl ein Schrei auf dem Gang; eine Dame kam aus dem Speisewagen gestürzt: „Die Maschine — führerlos!“ und sank ohnmächtig zusammen. Erregt erhoben sich die Reisenden, jeder auf die Rettung seines Lebens bedacht, hin und her geschleudert von der Wucht der Stöße des dahinrasenden Zuges. Einige drängten zu den Türen, zu den Fenstern; aber wer wollte den Sprung wagen? So oder so drohte ihm der sichere Tod. Da schob sich ein einfacher Mann durch die aufgeregte Menge. Still und selbstverständlich. Bald hörte man das Splintern von Scheiben und erkannte die Absicht des Mannes: er wollte über den Tender zur Maschine klettern. Ein Wahnwitz bei diesem rasenden Tempo. Ein Tritt daneben, ein gellender Schrei, knirschendes Zerbrechen der Knochen . . . Und jetzt erst ahnten alle diese Menschen den Tod in seiner furchtbaren Nähe. Sie vergaßen ihr eigenes Leben, ihre Todesangst, sie sahen nur den Mann dort vorn, der sich zum Sprung anschickte, und wurden still.

Der Mann war glücklich hinübergekommen, ein jubelnder Zuruf sollte ihn belohnen. Aber ehe der Ruf ertönte, sah man den Mann taumeln; wieder lähmendes Entsetzen. Einer rief: „Die Brücke über die Schlucht kommt!“ Niemand achtete seiner. Da erhob sich der Mann auf dem Tender wieder, ließ sich nach vorn gleiten und packte die Hebel der Maschine . . . Langsam zogen die Bremsen an, man hörte ihr Kreischen, das Tempo ließ nach, und zehn Meter vor der Brücke über die Schlucht stand der Zug. Der Helfer lag tot auf seinem Platz, vom Herzschlag getroffen. Später hörten wir, daß man Heizer und Lokomotivführer als formlose Masse auf dem Schienenstrang gefunden hätte; niemals hat man das Geheimnis dieses Dramas gelüftet.“

Nach einer Pause fügte Doktor Kefler hinzu: „Das war mein interessantestes Erlebnis, wenn Sie es so nennen wollen; denn es war interessant genug, diesen und jenen in einer solchen Situation zu beobachten.“

Stille herrschte am Tisch. Da erhob sich ein Gast und ging; bald folgten ihm die andern. Als letzter stand Doktor Kefler auf, drückte die erkaltete Zigarre in den Aschenbecher und trat hinaus in die sternklare Winternacht.

In der vorstehenden Erzählung sind neun Titel von Aufsätzen und Erzählungen enthalten, die in den bisher erschienenen sechs Bänden des laufenden Jahrgangs veröffentlicht wurden. Die Aufgabe ist, diese Titel herauszusuchen und auf dem Vordruck für die Rätsellösungen, der sich auf dem gelben Blatt nach Seite 208 befindet, einzeln einzutragen.



c) Zu welchem der Auffäße, die in Band 1—6, Jahrgang 1928 erschienen sind, gehört dies Bild?

Unser Rätselonkel hat es diesmal den Lesern nicht ganz leicht gemacht; aber wir haben das Vertrauen, daß es allen, die sich daran versuchen, gelingen wird, die richtige Lösung zu finden.

Zur Beteiligung sind wie immer alle Abonnenten unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ eingeladen. Wer die heutige Preisaufgabe sowie die in Band 2 und 5 veröffentlichten in allen Teilen richtig löst und die gesammelten Lösungen bis spätestens 1. Juli 1928 an die unterzeichnete Schriftleitung einsendet, wird in die Liste der Preisanwärter aufgenommen. Verspätet eingetretenen Abonnenten empfehlen wir, die bisher erschienenen Bände gleich nachzubeziehen, damit sie alle Preisaufgaben rechtzeitig lösen können.

Für die Lösungen sind nur die Vordrucke zu den Preisaufgaben zu verwenden; genau ausgefüllt, sollen sie gesammelt eingesandt werden.

Der Vordruck, auf dem die Lösungen der dritten Preisaufgabe einzutragen sind, befindet sich in diesem Bande nach Seite 208 auf dem gelben Blatt.

Über die Zuteilung der in Band 2, Jahrgang 1928 für die richtige Lösung aller drei Preisaufgaben ausgesetzten wertvollen Preise entscheidet das unter notarieller Aufsicht gezogene Los. Die Einsender unterwerfen sich unter Verzicht auf jede andere Auseinandersetzung der Entscheidung des Preisgerichts. Briefliche Anfragen können nicht beantwortet werden. Die Preisträger werden wie bisher im dreizehnten Band bekanntgegeben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Schriftleitung der „Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens“, Stuttgart

Mannigfaltiges

Erstaunliche Geschwindigkeiten

Wenn man hört, daß es kleine Lebewesen gibt, die in einer Sekunde 1 Millimeter zurücklegen, wie die Schwärmsporen einer niedrigstehenden Pflanzenart — *Fuligo varians* —, so erscheint uns dies als geringe Geschwindigkeit. Oder wenn wir gar erfahren, daß eine der schnellsten Bakterien, die Erzeugerin der Cholera, in einer Sekunde nur den zweiundzwanzigsten Teil eines Millimeters zurücklegt, so möchten wir das wohl als Schneckentempo bezeichnen. Betrachtet man jedoch diese Tatsachen einmal von einer andern Seite als gewöhnlich, so ergibt sich, daß die beiden hier erwähnten Lebewesen eine für unsere Begriffe geradezu rasende Geschwindigkeit entwickeln. Dazu muß allerdings die in einer Sekunde zurückgelegte Strecke in Beziehung auf die Körpergröße errechnet werden. Dann ergibt sich, daß die Sporen von *Fuligo varians* sich in einer Sekunde um das Sechzigfache und die Choleravibrionen sich um das Fünfundvierzigfache ihrer eigenen Länge fortbewegen. Daß dies für unsere Begriffe ungeheure Geschwindigkeiten sind, soll an einigen Beispielen deutlich gemacht werden. Ein Wettläufer legt in einer Sekunde etwa 7 Meter, also das Vierfache seiner eigenen Länge zurück. Unsere besten Schnellzüge, die 80 bis 90 Kilometer in der Stunde fahren, bewältigen in einer Sekunde etwa 25 Meter, demnach nur den vierten Teil ihrer eigenen Länge. Ein Auto von 3 Meter Länge würde im 100-Kilometer-Tempo in einer Sekunde etwa 30 Meter, also das Zehnfache seiner Länge, zurücklegen. Rennpferde, die in einer Sekunde eine Strecke von 16 Meter durchlaufen, würden sich etwa um das Fünffache ihrer eigenen Länge fortbewegen. Diese wenigen Vorgänge aus dem täglichen Leben, die im allgemeinen als bedeutende Geschwindigkeiten gelten, sind im Vergleich mit der Fortbewegungsgeschwindigkeit der Schwärmsporen und Bakterien als Schneckengänge anzusehen.

Dr. H. J.

Wissenswertes vom Säugling

Sowohl nach Verlauf von eindreiviertel Minuten stirbt in Deutschland ein Kind. Die größte Säuglingssterblichkeit verzeichnete man in den Jahren 1900 bis 1922 in Österreich. Dort starben 22 Prozent — also nahezu ein Viertel aller Neugeborenen. Die geringste Säuglingssterblichkeit hatte Norwegen mit 8,4 Prozent Todesfällen von Neugeborenen. Dann kommen Irland, Schweden, Dänemark (10,4 Prozent), Schweiz, Frankreich (13,9 Prozent), Niederlande, England (14,6 Prozent), Belgien (15,2 Prozent), Italien (17,1 Prozent). Neben Österreich steht Deutschland am schlechtesten da, denn es starben bei uns 20,5 Prozent aller Neugeborenen.

Jedes Kind hat kurz nach der Geburt zunächst einen starken Gewichtsabfall und erreicht erst am vierzehnten bis zwanzigsten Lebenstage das normale Geburtsgewicht wieder.

Der Säugling hat am hundertachtzigsten Lebenstage sein Gewicht verdoppelt. Die verschiedenen Tiere verdoppeln ihr Geburtsgewicht verschieden schnell. Ein Fohlen wiegt am sechzigsten Tag nach der Geburt das Doppelte, ein Kalb schon am siebenundvierzigsten Tage. Die Ziege braucht zweiundzwanzig Tage, das Schwein vierzehn, die Katze neuneinhalb, der Hund neun und das Kaninchen sechs Tage zur Verdoppelung des ursprünglichen Gewichtes bei der Geburt.

Es kommt fast nie vor, daß ein Kind im ersten Halbjahr seines Lebens an Scharlach erkrankt. Das kommt daher, daß die Gaumenmandeln, die Eingangspforten für die Scharlacherreger, sich erst im sechsten bis siebenten Lebensmonat richtig entwickeln.

Es ist merkwürdig, daß ein Kind schon in der zweiten bis dritten Lebenswoche zu weinen beginnt und Tränen vergießt, während es erst später lachen lernt.

Dr. J. H.

Wie man dem Gesetz ein Schnippchen schlägt

Wenn irgend ein Verbot erlassen wird, das sich gegen eine eingewurzelte Gewöhnung richtet, dann werden alle davon Betroffenen erfinderisch, und es kommen immer wieder neue Einfälle zustande, die es ermöglichen, gesetzliche Anordnungen zu

umgehen. Als in Nordamerika der Verkauf alkoholischer Getränke gesetzlich verboten wurde, mußten die Schenken geschlossen werden. Nachdem das Gesetz zur Trockenlegung in Kraft getreten war, steigerte sich der Autoverkehr, den ein Gasthof in Portsmouth mit nahe gelegenen Stationen unterhielt, in auffälliger Weise. Ein Fahrgast nach dem andern betrat das Lokal und fragte den Kellner: „Ist das Auto schon fahrbereit? Kann man noch einen Platz haben?“

„Sawohl, mein Herr, es wird bald abfahren. Welchen Platz wünschen Sie?“

„Einen Seitensitz.“

Damit betrat der Gast ein Nebenzimmer.

Der Vorgang wiederholte sich im Lauf einer gewissen Zeit duzendmal. Ein Gentleman, der nicht zu den Eingeweihten gehörte und der im Hauptraum sitzen geblieben war, wunderte sich, daß viel mehr Seitensitze bestellt worden waren, als das Auto hielt. Er fragte den Kellner: „Gibt es denn überhaupt so viele Seitensitze im Wagen?“

Der Kellner sah ihn pfeffig an und sagte: „Das Geheimnis ist Ihnen wohl nicht bekannt?“

„Nein! Aber ich bin begierig, was das bedeuten soll.“

„Bitte, bestellen Sie zuerst einen Sitz.“

„Gut. Ich wünsche gleichfalls einen Seitensitz.“

Nun führte der Kellner den Gentleman in das Nebenzimmer, wo mehrere Gäste saßen und Kognak tranken. Das waren die bestellten „Seitensitze“.

D. Hol.

Chinesische Friedhöfe

In China kennt man keine gemeinsamen Friedhöfe wie bei uns. Besser gestellte Chinesen besitzen Familienfriedhöfe. Arme Leute beerdigen ihre Toten auf dem eigenen Acker, den einen hier, den andern dort. Da die ziemlich hohen und spitzen Grabhügel nicht eingeebnet werden dürfen, gleicht das flache Land einem einzigen Gräberfeld. Die Flächen, die auf diese Weise der Bebauung entzogen werden, würden nach Ansicht namhafter Volkswirtschaftler genügen, um den Landhunger der Bevölkerung der

alten Provinzen Chinas auf viele Jahrzehnte hinaus zu befriedigen.

Die Auswahl eines günstig gelegenen Platzes für einen neuen Friedhof gilt bei den Chinesen als schwieriges Problem. Es herrscht bei ihnen der Glaube, die Toten würden Not und Krankheit über die Angehörigen der Familie senden, wenn man sie schlecht bettet. Wind und Wetter, Berg und Tal, Nässe und Trockenheit, kurzum das „Fung-schui“, wie es der Chineser nennt,



In einem chinesischen Friedhof.

spielt bei der Auswahl eines geeigneten Platzes eine große Rolle, und nur die „Geomanten“, eine unseren Wahrsagerinnen ähnliche Berufsgruppe, kennen sich hier völlig aus. Sie müssen stets zugezogen werden, wenn ein Verstorbener beerdigt werden soll, sei es, um die Lage eines schon vorhandenen Begräbnisplatzes neu zu überprüfen, oder die Stelle genau zu bezeichnen, an der das neue Grab ausgehoben werden soll. Die ein bis mehrere Meter hohen Erdhügel bleiben ohne jeden Blumenschmuck. Nur einige Bäume, häufig Zypressen, unterbrechen die Monotonie der über die Fläche verstreuten Grabhügel. Begüterte Familien lassen den Platz mit einer Mauer umziehen; das steinerne Eingangstor

bleibt unverschlossen. Zu bestimmten Zeiten im Jahr ziehen die Anverwandten hinaus auf den Friedhof, säubern die Gräber, bringen den Seelen der Verstorbenen Speise- und Trankopfer dar und bezeigen ihre Anhänglichkeit und ihre Verehrung, indem sie sich vor den Grabhügeln verneigen. Wilh. Carl.

Zuversichtlich

In früheren Jahrhunderten, als es noch keinen Stand der Militärärzte gab, mußten die Heerführer froh sein, wenn es ihnen gelang, Chirurgen oder Wundärzte zusammenzubringen, die es einigermaßen verstanden, die Verwundeten zu behandeln. Die meisten dieser Kriegschirurgen hatten eigentlich nichts gelernt; es waren verzweifelte Kerle darunter, ehemalige Schuster, Kesselflicker, Musikanten und Landstreicher. Die besten unter diesen „Doktoren“ waren gelernte und approbierte Wader.

In einem großen Heerhaufen war einmal eine Seuche ausgebrochen, die unter so absonderlichen Symptomen verlief, daß kein Mensch recht wußte, was dagegen helfen könne. Zufällig hatte man einen Chirurgen aufgetrieben, den man sofort vor den General führte, der nun mit dem „Doktor“ in eines der Zelte gehen mußte, in dem mehrere kranke Soldaten lagen. Der General sagte: „Untersucht diese Leute und sagt mir, woran sie leiden und ob Ihr sie heilen könnt.“

Als der Chirurg die Leute untersucht hatte, sagte er: „Welcher Art dieses Übel ist, weiß ich noch nicht, aber ich komme dahinter, und wenn die ganze Kompanie draufgehen sollte.“ J. J.

Dichters Rache

Die Theaterbesucher waren nicht immer so geduldig wie heute, und es brauchte wenig, um ihren Unwillen zu erregen. Vor allem durfte in Paris ein Dichter darauf gefaßt sein, ein erbarmungsloses Publikum zu finden. Eines Abends wurde im Theater des Palais Royal das neue Stück eines noch unbekanntes Dichters gegeben. Der erste Akt konnte zwar ruhig zu Ende gespielt werden, aber man fühlte schon, daß sich der Geist des Widerspruchs regte.

Der zweite und auch der dritte Akt fanden gemischten Beifall; die Zuschauer ließen ihren Unwillen nicht merken und verhielten sich abwartend. Nach der ersten Szene des nächsten Aktes kam es zu offener Ablehnung. Das Stück wurde unbarmherzig ausgepiffen. Das Unglück wollte, daß der Dichter im Parterre neben einem Menschen stand, der den Hauptskandal machte. Der Kerl pfiß schauerlich gellend auf seinem Hauschlüssel. Da kam dem verhöhten Dichter ein Gedanke. Er sagte zu dem Skandalmacher: „Geben Sie mir Ihren Schlüssel, ich will damit noch mehr Lärm machen. Ich verstehe mich aufs Pfeifen.“

Kaum hatte er den Hauschlüssel in der Hand, da drängte sich der Dichter gewandt durch die Masse und lief aus dem Theater. Grimmig lachend sagte er: „Der Kerl soll wenigstens heute nacht auf der Straße bleiben müssen.“

J. Hol.

Überlistet

Nach dem Tode eines reichen Junggesellen, der viele Erben hinterließ, war von einem Notar alles versiegelt worden. Seitdem waren zwei Wochen vergangen, und nun sollte die Testamentseröffnung erfolgen und die Verteilung der Erbstücke an die Familienmitglieder beginnen. Als die Siegel von einer Kommode abgenommen und die obere Schublade herausgezogen wurde, war der Notar überrascht, eine billige silberne Uhr darin zu finden, die an Stelle einer wertvollen goldenen Uhr lag. Als er die Uhr in die Hand nahm, fiel ihm auf, daß sie tickte. Die Uhr konnte offenbar nicht seit vierzehn Tagen an dieser Stelle gelegen haben. Dem Notar erschien einer der Erben verdächtig. Er sah ihn an und fragte: „Bitte, sagen Sie mir, wieviel Uhr es ist.“ Der Angesprochene erwiderte: „Ich weiß es nicht. Meine Uhr steht.“

Ruhig und arglos sagte der Notar: „Vertauschen Sie, bitte, Ihre Uhr mit dieser hier,“ reichte dem Erben die silberne Uhr und erhielt dafür eine goldene, die nicht aufgezogen war. Als der Notar diese Uhr in die Schublade legte, begriff der Erbe, der heimlich die Siegel gelöst hatte, um die Uhr nehmen zu können, daß er ertappt worden war. Schweigend ließ er es über sich ergehen, als dieses Wertstück einem andern Erben übergeben ward.

E. S.

Beneidenswert

Ein Schneider plagte sich elend herum, bis es ihm gelungen war, den Gesellschaftsanzug eines Arztes zur Zufriedenheit des Bestellers anzufertigen. Den Rock allein hatte er dreimal umändern müssen, bis er gut genug saß.

Bald darauf traf der Schneider mit dem Arzt bei einer Beerdigung zusammen. Als er den Doktor unter den Leidtragenden stehen sah, sagte der Schneider zu ihm: „Sie sind ein beneidenswerter Mann, Herr Doktor.“

„Wieso, lieber Meister?“

„Ihre verpfuschte Arbeit kann Ihnen nie zurückgebracht werden.“

E. Eng.

Der geprellte Zollwächter

An einer Grenzstation war lange kein besonderer Fall von Schmuggel vorgekommen, und der Beamte zeigte sich deshalb nicht sehr mißtrauisch. Nachdem aber ein paarmal schwere Durchstechereien gelungen, leider jedoch zu spät bekannt geworden waren, entschloß sich der Wächter, scharf vorzugehen. Damit rechnete ein Bauer, der nun erst recht hoffte, dem Wächter einen Streich zu spielen. Eines Tages kam der Bauer mit einem zugebundenen Sack auf dem Rücken vor das Zollhaus. Der Zöllner fragte: „Habt Ihr was Verzollbares im Sack?“ — „Nein,“ erwiderte der Bauer, „ich hab' mir einen Hund gekauft. Damit er die Spur zu seinem bisherigen Herrn nicht finden soll, trag' ich den Hund im Sack heim.“

Der Zöllner glaubte dem Bauern nicht und verlangte, der Sack müsse aufgemacht werden. Der Bauer stellte den Sack zu Boden. Der Zöllner löste den Strick, und im Nu sprang eine große Dogge heraus, die querfeldein davonlief.

Schimpfend rannte der Bauer hinter dem Hund drein.

Nach ein paar Stunden kam der Bauer wieder vor das Zollhaus. Er sah ärgerlich und finster aus. Verdrießlich murkte er: „Ihr habt mir einen bösen Streich gespielt. Das war ein schweres Stück, bis ich den Hund wieder erwischte.“

Der Zöllner lachte. Dann sagte er: „Nichts für ungut. Aber Ihr wißt ja, was alles getrieben wird, um uns zu pressen.“

„Ist schon wahr,“ antwortete der Bauer schmunzelnd und zog mit einem Kalb über die Grenze. Der Zöllner war auf den Ull mit dem Hund hereingefallen. J. Koch.

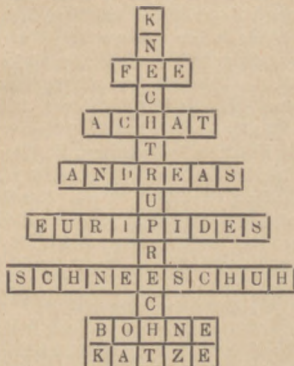
Kurz und schlagend

Unter den vielen Malern, die im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in München wirkten, war einer, der zwar nicht zu den berühmten Größen gehörte, aber fleißig ausstellte. Er hieß Pixis. Damals lebte ein überaus witziger und boshafter Maler, den man Schwabenmayer nannte, wegen seiner Schlagfertigkeit ebenso beliebt wie gefürchtet. Pixis hatte im Glaspalast ein Bild ausgestellt, mit dem er Erfolg zu haben hoffte. Ein Freund des Malers begegnete dem Schwabenmayer und fragte: „Nun, was sagen Sie zu dem Bild von Pixis?“

Der boshafte Kritiker erwiderte: „Nix is!“ H. Hol.

Auflösungen der Rätsel des 5. Bandes

Füllrätsel: Der Christbaum S. 63:



Schachaufgabe S. 95:

- | | |
|---------------|----------|
| 1. Le4—d5 | K d6—d5: |
| 2. Dh3—d3 ≠. | |
| 1. | e6—d5: |
| 2. e7—e8 S ≠. | |
| 1. | anders |
| 2. Dh3—e6: ≠. | |

Bilderrätsel S. 102: Hindenburg.

Bierjilbige Scharade S. 111: Reseda, Nase, Serenade.

Rätsel S. 144: der Star.

Homonym S. 159: Reichen, reichen.

Buchstabenrätsel S. 171: Brevier, Revier.

Geheimnisvolle Stadt S. 176: Perleberg, Perle, Erle, Leber, Eber, Berg.

Silbenrätsel S. 176: Meilen, Stein, Meilenstein.

Kreuzworträtsel S. 192: Wagrecht: 2. Lu, 3. le, 4. Agent, 7. Fran, 8. Eva, 9. Faß, 11. Eis, 12. See. Senkrecht: 1. du, 2. Fear, 5. Gans, 6. re, 7. Tatt, 10. See.

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 4, Jahrgang 1928 trafen nach Redaktionschluß von Band 5, Jahrgang 1928 bei uns ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: Hans Kugler, Fr. (5); Hermann Zust, Fr. (1); Alfred Wolf, B. (9).

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 5, Jahrgang 1928 trafen rechtzeitig ein, so daß sie in den vorliegenden Band noch aufgenommen werden konnten, von: Annetiese Abel, R. (5); Viesel Bockhardt, Z. (10); Friedrich Burau, C. (4); Otto Diefing, B. (9); Gerty Drews, M. (6); Mariechen Engelmann, B. (4); Luzie Fichtner, A. (7); Ottilie Filzed, C. (6); Anne Friß, St. (9); Rosi Geiger, F. (10); Elisabeth Heine, R. (8); Hermann Hoffmann, B. (5); Else Kettmann, St. (10); Vieselotte Morschel, B. (3); Paula Rehring, R. (5); Karl Olberg, C. (6); Otto Ottow, F. (10); Johannes Palm, B. (7); Joseph Pich, B. (8); Max Pifura, St. (3); Fris Foley, A. (2); Mariechen Pusch, St. (2); Harry Schwarzenberg, B. (1); Hans Seeber van der Aoe, Kl. (7); Mizzi Seidel, B. (3); Viesel Ziemendorf, M. (10); Gretel Ziesede, B. (8); Ruth Zoder, Pf. (5).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart, in Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlicher Robert Mohr, Wien I, Dompfasse 4. Für die Tschechoslowakel Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kunschke, Pribos, Dr. Benedgasse 9.



Bedingungen für unsere Preisaufgaben!

Für die Einsendungen sind nur die beigelegten Vordrucke zu verwenden. Diese sind genau auszufüllen und gesammelt an die Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Stuttgart, Cottastr. 13, einzusenden. Einer Abonnementsbescheinigung bedarf es nicht. Nach dem 1. Juli 1928 eingehende Lösungen können nicht mehr berücksichtigt werden.

Ausschneiden!

Meine Lösung der dritten Preisaufgabe

- a) Das Zusammensträpfel, Seite 193, ist aufgeklebt einzusenden
b) Der Durchbrenner, Seite 195. In der Erzählung sind folgende neun Titel enthalten:

.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....

- c) Zu welchem Aufsatz gehört dies Bild? Seite 198.

.....
.....

Name des Einsenders:

Wohnort und Straße:

Liefernde Buchhandlung:

Ausschneiden!

Die Wunder der Welt

Hervorragende Naturschöpfungen und raumenswerte Menschenwerke aller Zeiten und Länder in Wort und Bild

Von E. von Hesse-Wartegg

Neue, einbändige Jugend- und Volksausgabe,
ausgewählt und bearbeitet von Dr. Hans Wohlbold. 282 Seiten mit 232 Abbildungen im Text und 4 farbigen Kunstbeilagen. In Ganzleinenband Km. 9.50

Ernst von Hesse-Wartegg hat auf seinen Reisen alle Erdteile durchzogen. Er führt von den feenhaften Marmorpalästen Indiens bis zu den hochragenden, vielstöckigen Geschäftstürmen der Riesenküste der Neuen Welt, von den Infelparadiesen des fernen Großen Ozeans zu den himmelstürmenden, mit glitzernden Eisbladem gekrönten Berggipfeln des Himalaja und der Nordkisten, von der Märchenpracht des Reichs des weißen Elefanten zu den zauberhaften Tropfsteingrotten Australiens, von den schrecklichen, verderbenspeienden Vulkanen Javas und den in roter Blut lodenden Lavaseen von Hawai zu den eissigen Gesilden der Polarregionen und endlich auch zum Schönsten der eigenen Heimatländer, er ist der berufene Schilderer, um alles, was er mit offenem Blick und empfänglichem Gemüt geschaut, in Wort und Bild fesseln zu veranschaulichen.

Die neue einbändige Jugend- und Volksausgabe bringt eine Auswahl alles Bedeutenden aus dem großen, in vielen Zehntausenden verbreiteten zweibändigen Werk des Verfassers. Hesse-Wartegg's Originalschilderungen sind dieser Auswahl in ihrer ganzen anziehenden Ursprünglichkeit erhalten. So ist auch diese Ausgabe durch ihren überaus reichen Bilderschmuck wie durch ihren textlichen Inhalt eine unterhaltende und lehrreiche Reise durch die von Natur und Menschenhand geschaffenen tausendundein Wunder unserer Erde und ein Bildungsmittel ersten Ranges.

Für die Jugend ein wertvolles und bildendes Geschenk.

Für Erwachsene ein anregendes, Weltkenntnis bringendes Unterhaltungsbuch.

Das Schönste und Interessanteste aller Zeiten und Zonen in Wort und Bild.



Östliche des Felsentempels von Abu Simbel (Nubien)

Zu haben in allen Buchhandlungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Berufswahl:

Reichsheer, Reichs- und Handelsmarine

Ein Ratgeber für die einzelnen Dienstlaufbahnen

158 Seiten Taschenformat mit 35 Abbildungen

In Ganzleinen gebunden Rm. 2.-

Allen jungen Leuten, die vor der Berufswahl stehen, ein vortrefflicher Ratgeber, der sich nicht nur auf die Vorbedingungen für den Eintritt und die Aufstiegsmöglichkeiten, die Bezahlungen und die Versorgung im Soldaten- und Seemannsdienst beschränkt, sondern auch das Leben in den genannten Berufen in hübscher Form schildert. Es wird manchen, die aus sich heraus nicht zum Entschluß kommen können, diesen Entschluß erleichtern, indem es ihnen zeigt, welche Anforderungen an sie gestellt werden und was sie an Befriedigung im gewählten Beruf erwarten dürfen.

Zu haben in allen Buchhandlungen



Empfohlene Kur- und Heilanstalten



Sanatorium St. Blasien für Lungenkranke
Im südlichen Schwarzwald. 800 m ü.d.M.
Inmitten ausgedehnter Tannenwäldchen. Neuer illustr. Prospekt kostenlos.
Ärztlicher Leiter: Prof. Dr. Bacmeister.

**Sanatorium Hohenwaldau
Degerloch-Stuttgart**
für physik.-diätet. homöop. Heilverfahren. Ärtzl. Leiter: Dr. med. Friedr. Katz.

Dieser Raum kostet für ein
ganzes Jahr
= 13 Auf-
nahmen nur **130.-RM.**

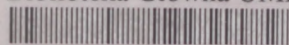
Bei Einforderung von
Prospekten nehme man Bezug
auf unsere »Bibliothek«

**Bad Liebenstein
Sanatorium Liebenstein**
in Thüringen, S.-M. DDr. Eichler-Selge.
Kuranstalt f. innere und Nervenkrankte.

Dieser Raum kostet
für ein ganzes Jahr
= 13 Aufnahmen nur

260.- RM.

Biblioteka Główna UMK



300020176348

